



Berlin, den 22. Juni 1901.

Chronika.

Sin Gumbinnen ist vor dem Kriegsgericht neulich gegen zwei Sergeanten verhandelt worden, die beschuldigt waren, den Rittmeister von Krosigk ermordet zu haben. Dieser Rittmeister muß ein ungewöhnlich roher Leute-schinder gewesen sein; und daß er nicht mit Schimpf weggejagt worden ist, muß mehr Staunen erregen als die — vom Standpunkt des Kulturmenschen sicher bedauerliche — Thatfache, daß hinter des Quälers Rücken eines Tages ein Karabiner losging. Die Angeklagten sind freigesprochen worden, mußten, da die Hauptverhandlung nicht viel mehr als vagen Klatsch an den Tag brachte, freigesprochen werden. Ein guter Stoff. Jeden Tag kann man doch nicht über des großen Grafen Waldersee Galatafelthaten reden. Jeden Tag wird auch selbst in Deutschland leider noch immer nicht ein Schiff vom Stapel gelassen oder ein Denkmal enthüllt. So konnte man fragen, ob es wirklich nöthig sei, deutsche Jünglinge und „gediente“ Männer — die nach des Kriegsherrn Wunsch ja stolzer noch als das Gewimmel der Civilisten das Hochgefühl des civis romanus in der Brust tragen sollen — schutzlos auf Jahre den alkoholischen Launen gewissenloser oder bössartiger Herrn auszuliefern, die sich selbst nicht zügeln können und als Despoten dennoch über Andere herrschen. Auch an das schöne Gezeiter konnte man erinnern, das sich in Alldeutschland erhob, als anno Dreifuß französische Gerichte in Prozessen, die sich um den Spionagedienst und das Delikt des Landesverrathes drehten, manchmal die Deffentlichkeit ausschlossen, und die edle Pharisäerschaar fragen, was sie denn nun zu Gumbinnen sage, wo, „im Interesse der Disziplin“, stets die Thüren

verschlossen wurden, wenn eine Aussage über das dienstliche Leben und Treiben des braven Krosgig zu erwarten war. Aber die liberale und sozialistische Presse ist nur auf Stichwörter dressirt; und so stimmte sie diesmal ein Scheul über die Ungeheuerlichkeit der militärischen Rechtspflege an, die übermorgen abgeschafft oder mindestens der bürgerlichen Judikatur angepaßt werden müsse. Die selben Leute, die nach jedem Sensationprozeß über die zum Himmel schreienden Mängel unseres Gerichtswesens die Hände ringen, thaten nun, als müsse sich Alles wenden, wenn Landgerichtsräthe über Soldaten das Urtheil sprächen. Sind diese Leute plötzlich toll geworden? Die neue Militärstrafprozeßordnung ist hier, als die Lemuren des Liberalismus sie noch eine freieitliche Errungenschaft, ein werthvolles Werk Chlodwigs des Rüstigen nannten und über den Klee lobten, ruhig geworden und recht leicht befunden worden; sie brachte Verbesserungen, aber nichts Gutes, sie war, wie fast Alles, was heute geschieht, mehr auf dekorative als auf innere Wirkung berechnet. Noch heute ist im Heer die Rechtspflege mangelhaft, noch heute giebt sie dem gemeinen Manne nicht die Gewähr ausreichenden Schutzes; und das seltsame Verfahren des gumbinner Gerichtsherrn, der einen Freigesprochenen, an dessen Schuld er glaubt, in Haft hält, zeigt deutlich, wie nöthig auf diesem Gebiet eine durchgreifende Reform wäre. Darf man deshalb aber die deutsche bürgerliche Strafrechtspflege preisen, an der doch überhaupt nichts zu loben ist, nicht das Geringste? Denn daß unsere Richter sich nicht bestechen lassen, mag ihnen der Teufel danken; auf der Erde schreitende Menschen werden darin nur die selbstverständlichste Pflichterfüllung sehen, nur den überflüssigen Beweis, daß Richter nicht gemeine Verbrecher sind. Im Uebrigen ist unsere kriminalistische Praxis so rückständig, so unbeschwert von dem Ballast sozialer oder gar psychologischer Erkenntniß, so von allen guten Geistern verlassen, daß Schlimmeres nicht zu erdenken und Jeder zu beneiden ist, der nicht in diesem Forum des Spruches zu harren hat. Beim Lesen der gumbinner Verhandlungsberichte hatte man oft den Eindruck, Klassenbewußtseinsregungen und Sentiments nähmen im Sinn der Richter einen beängstigend großen Raum ein. Ist es in Strafkammern oder gar bei Schöffen und Geschworenen etwa anders? In Gumbinnen wurde von dem Recht, die Oeffentlichkeit auszuschließen, in einer Weise Gebrauch gemacht, die Widerspruch wecken mußte. Aber sperren unsere Landgerichte, obwohl sie an ein ganz anderes Gesetz gebunden sind, dem Häuflein der Neugierigen nicht jedesmal die Thür, wenn über eine angebliche Majestätbeleidigung — und sei sie in noch so literarischen Formen begangen — verhandelt wird? Was da Recht

scheint, soll nicht billig sein, wenn Offiziere schwere Vergehen eines Kameraden nicht vor der Mannschaft und den demagogischen Feinden des „Militarismus“ enthüllen wollen? Und schließlich: trotz Klassenbewußtsein und Vorurtheil sind die Sergeanten freigesprochen worden. Wer weiß, wie bürgerliche Richter den Indizienbeweis „gewürdigt“ hätten? Rein: unser Militärstrafprozeß ist gewiß nicht gut, aber er ist nicht um ein Jota schlechter als der bürgerliche. Anwälte, die zur Vertbeidigung vor Kriegsgerichten zugelassen sind, haben mir erzählt, es sei ein wahres Vergnügen, zu sehen, mit welchem Feuereifer junge Lieutenants sich manchemal ihres Mandanten annahmen, eines Gemeinen, der zitternd, die Hände an der Hosennaht, den Spruch der Vorgesetzten erwartet. Und die Hauptsache: es ist nicht der Beruf, das bezahlte Alltagsgeschäft der Offiziere, Menschen zu richten. Ein Gerichtstag ist etwas Außergewöhnliches in ihrem Leben, stimmt sie ernster, läßt sie, namentlich da, wo es sich um Verbrechen handelt, die Wucht der auf ihnen lastenden Verantwortung tiefer empfinden als den geplagten Landgerichtsrath, der dreimal in jeder Woche Stunden lang judiziert, Menschen ins Gefängniß, ins Zuchthaus schickt und an den Zwischentagen Verfahren eröffnet, Referate zimmert, Beschlagnahmen und Verhaftungen beschließt. Das Richten sollte nie zum Geschäft werden; und kein verständiger Mensch sollte wünschen, der hastige Großbetrieb unserer bürgerlichen Urtheilsfabriken möge künftig auch dem Heer die Rechtsprüche liefern.

* * *

Der Name Dreyfus wurde genannt; und bei ihm wollen wir einen Augenblick noch verweilen. Einzelne — nicht viele — Leser fragen erstaunt, warum das von dem früheren Hauptmann veröffentlichte Buch hier nicht besprochen werde. Die Antwort ist einfach: weil dieses Opus, das für ein Tagebuch ausgegeben wird, nichts Neues bringt; über die Sache nichts und nichts über die Hauptperson des elken Handels. Das trotz dem sensationellen Aufputz unsäglich langweilige Buch bleibt nicht nur als literarische Leistung tief unter dem Niveau, bei dem eine kritische Wägung erst möglich würde; es zeigt auch seinen Schreiber genau in dem selben Licht, in dem er bisher gesehen ward. Ein eitler, hochmüthiger Herr, der sich nicht schämt, die Hymnen, die seine Frau ihm singt, abzudrucken und vor der Welt als größter Märtyrer der Judenheit einherzujosteln. Deshalb vielleicht haben die Freunde des zweimal rechtskräftig Verurtheilten, unter denen ja sehr gute

Geschäftsleute sind, den Eifer des Memoirensehreibers nicht gehemmt. Sie dachten wohl: Wenn die Gegner sehen, daß wir den Mann in seiner Menschenhäßlichkeit richtig geschildert haben, dann werden sie uns auch glauben, daß er unschuldig ist. Mag sein. Mitleid wird kein menschlich Fühlender dem Manne versagen, der, schuldig oder unschuldig, viel gelitten hat. Als „Fall“ aber ist die Sache für den Unbefangenen mindestens seit dem Tage erledigt, wo Herr Dreyfus auf das Rechtsmittel der Berufung verzichtet und damit bewiesen hat, daß er sein Heil von der Gnade des Staatsoberhauptes erwartet. Wer statt des Rechtes Gnade will, um behaglich leben zu können — und der als ein Sterbender auf Holzpapier vorgeführte Herr soll inzwischen ja dick und robust geworden sein —, Der war sicher nicht zum Märtyrer geboren.

* * *

Ob der Konsistorialrath Herr Georg Reide zu dieser undankbaren Rolle mehr Talent hat? Von einer ihm bereiteten Unbequemlichkeit wird in den Zeitungen jetzt viel geredet. Er war Justitiar des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, also, wie Pobedonoszew, der Schwarze Mann, juristisches Mitglied der Kirchenbehörde. Eine literarische Begabung, deren Umfang und Tiefe noch nicht zu erkennen, die zu großartigem Ausdruck noch nicht herangereift ist, drängte nach Bethätigung. Herr Reide schrieb Theaterstücke, in denen Manche Geist vom Geiste Nietzsche's und Lebens finden wollten, und der Konsistorialrath trat in die erste Reihe des Goethebundes, der auf den großen Namen des „decidirten Nichtchristen“ getauften Gemeinschaft, deren Tendenz — wenn sie überhaupt eine hatte — doch nur sein konnte: unerbittlicher Kampf gegen die vom orthodoxen Kirchenthum befohlene Sittlichkeit. Ein Mann, der sich geräuschvoll diesem Bund angliederte und dessen dramatische Versuche auf Naturalistenbühnen ans Licht gebracht wurden, mußte dem hochehrwürdigen Konsistorium lästig werden. Jetzt ist er, „im Interesse des Dienstes“, nach Königsberg, seiner Vaterstadt, versetzt worden, auf daß er, fern von Berlin, den Pflichten eines besoldeten Dieners der Kirchenbehörde nachsinne. Das soll eine unerhörte „Vergewaltigung“, das Symptom wachsender Reaktion sein; und natürlich hat der arge Herr Stoecker seine mächtige Hand im Spiel der Dunkelmänner, das „weit über die deutschen Grenzen hinaus peinliches Aufsehen machen muß“. Sacht, liebe Herren! Wie würde der Farmer denn, auf dessen Plantage Ihr schwißt, mit einem Redakteur um-

springen, der in Versammlungen der Sozialdemokraten oder auch nur radikaler Bodenreformer aufträte? Versehen könnte er ihn nicht, aber entlassen würde er ihn sicher; *exempla docent*. Und das brandenburgische Konsistorium soll eine Todsünde begangen haben, weil es einen Herrn nicht länger behalten wollte, dessen ganzes Wirken so offenbar wider den Strich der Kirchenorthodoxie geht? Herr Reiche hat die Wahl. Er kann Pfründe und Titel bewahren; ihnen muß er dann sein öffentliches Auftreten anpassen. Er kann aufhören, Konsistorialrath zu sein; darauf ist er frei und zu den höchsten Ehrenstellen des Goethebundes steht ihm der Weg offen. Erst wenn er gewählt hat, wird man ihn den muthigen Bekenner einer starken Ueberzeugung nennen dürfen. Von der Kirchenbehörde Gehalt beziehen und sich in der reichlichen Mußezeit als Kämpfer für geistige Freiheit in Berlin „ausleben“: Das geht nicht. Ein Konsistorialrath, dessen Stück im Deutschen Theater ausgezischt und von der Presse verhöhnt wird, ist unmöglich, ist nach Mancher Meinung auch keine tragische Gestalt.

* * *

Wie tapfere Bekenner im Drang handeln, könnte der Konsistorialrath aus der Familiengeschichte Hermans Grimm lernen, dessen Tod jeder gebildete Deutsche beklagen muß. Ist das Geschlecht der Göttinger Sieben ganz ausgestorben? Jakob und Wilhelm Grimm wußten, was sie wagten, als sie das Volksempfinden gegen einen Verfassungsbruch aufriefen. Herman, der Sohn, hätte wohl kaum gethan, was Wilhelm, der Vater, that. Er war an Höfen heimisch geworden, trug gekrönten Damen leicht verdauliche Kunstgeschichte vor und hatte in so erlauchter Gesellschaft Olympiersitten angenommen. Ein lautes Wort, ein heftiger Luftzug konnten ihn ärgern; und luftlos, wie im Palast ein lange verschlossener Saal, dünkte uns Jüngere oft seine Welt. Er hatte sich eine Persönlichkeit anezogen; er wollte im Reden, Wandeln und Handeln goethisch sein und vergaß, im Ausblick zur Büste des alternden Meisters, daß er nicht im Weimar der Goethezeit lebte, nicht in die stille Zierwelt des Tassodichters hineingeboren war. Und er hatte doch eine Maske nicht nöthig, brauchte dem Geist nicht nach fremden Muster, und wäre es das ehrwürdigste, das Kleid zuzuschneiden: ohne Socken und falsche Socken konnte er sich sehen lassen, so, wie er war. Kein Allumfasser, kein Genie und kein Philosoph, doch ein vornehmer, gebildeter und, wo er liebte, merkwürdig fein empfindender Mann, der den Schmutz der Strafe, den Sturm und die Fröste scheut und weißlich

deshalb im Warmen bleibt, bei dem Peliden, bei Raffael, bei Goethe. Einer der wenigen wirklich kultivirten Menschen, die noch im neuen Deutschland zu schauen waren. Jetzt, am Grabe des feinen und doch nicht schwächlichen Essayisten, fällt Manchem wohl die Erinnerung schwer aufs Herz, wie oft er über Grimms unbeirrbare Sicherheit gespottet hat. Dieser Greis glaubte, in den Gesilden hoher Ahnen die Wahrheit gefunden zu haben, eine absolute Wahrheit, die kein Zweifel mit tastendem Raupenleib bekriechen durfte. Das verdroß uns, denen die festen, den Weg weisenden Leuchtfeuer längst erloschen sind; und der Unmuth barg sich hinter ein Hohnlächeln. Wie unklug war solcher moderne Dünkel! Beneiden mußten wir Herman Grimm um seinen starken Glauben, um die Fähigkeit, Ehrfurcht zu fühlen, um die Siegersicherheit seines Wesens: sie war seine beste Kraft und gewann ihm, auch wenn er leise sprach, andächtige Aufmerksamkeit.

* * *

Vom Totenhügel ins Land der Lebenden, von dem Grab eines kultivirten Europäers ins hunte Thal deutscher Politik . . . Nicht viel Ausbeute. Die Königin von Holland war in Berlin. Auch eine Verbündete. Aber eine, die schlaue Berather zu haben scheint. Am Thor stand der Oberbürgermeister mit der Amtskette, freisinnig bis auf die Knochen, nicht tüchtig, doch auch nicht trohig, und sagte einen pompösen Leitartikel her; ein paar Mädchen in Weiß hatte er mitgebracht. So wars früher, wenn siegreiche Heerführer einzogen. Alles entwerthet. Schöne Reden; nach dem berühmten Muster: Gerade in dieser Stunde schweift unser Blick zurück; und dann schweift er vorwärts. Frau Wilhelmine blieb ruhig; eine wohltemperirte Niederländerin. Vielleicht schweifte auch ihr Blick, vielleicht suchte er in dem betretten Gewimmel die Gesichter der Leute, die geschäftig Jahre lang herumliefen und schrien: Hätten wir jetzt schon die Flotte, dann könnten wir den Holländern sämtliche Kolonien wegnehmen. Nun standen sie stumm und lauschten dem tönenden Wort von der innigen Verbrüderung zweier germanischen Stämme. Nicht allzu ernsthaft. Noch weniger der Streit um des Fürsten Philipp zu Eulenburg Urlaubsfristen. Der durchlauchtige Herr, Dichter, Komponist, Spiritist, Salonmagus und Günstling des Kaisers, auf den er bei Tisch aus weit geöffnetem Schwärmerauge zu blicken pflegt, ist selten in Wien, wo er das Deutsche Reich als Botschafter amtlich vertreten soll. Er reist lieber. In Wien hat ihn noch Niemand vermist. In Berlin aber, wo man die Geschichte seiner diplomatischen Examina doch kennen und wissen

sollte, wie die Berufsgenossen über die politischen Fähigkeiten des vielseitigen Dilettanten urtheilen, in Berlin leben Journalisten, die im Auswärtigen Amt verkehren und dennoch finden, Herr Philo mache sich an der blauen Donau viel zu rar. Es giebt eben sonderbare Schwärmer. Man muß gerecht sein und sagen: Des Deutschen Reiches Interesse fordert nicht, daß Fürst Philo sich dauernd in Wien aufhält; also muß wohl ein anderes Interesse gegen den Liebling des Monarchen die Meute mobil gemacht haben. . . Was sonst noch? Ach ja: zum vierten Male hat die Kaiserin Alexandra von Rußland ihrem Mann eine Tochter geboren. Das wird, da es Mode geworden ist, in die Wochenstuben der Fürstinnen hineinzuschmüffeln, viel Gerede geben. Aber der Zar ist jung, jung und gesund auch seine Frau; also sollten die Reporter mit der Zukunft des Hauses Romanow noch ein Bißchen Geduld haben. Als dem Fürsten Bismarck gemeldet wurde, das erste Kind seines ältesten Sohnes sei „nur ein Mädchen“, telegraphirte er nach Schönhausen: „Schadet nicht. Marie war auch ein Mädchen“!

* * *

Bismarck! Wieder hat der Name die Woche beherrscht, wieder haben Hunderte versucht, des Mannes Wesen, wie sie es sehen, zu malen. Am sechzehnten Juni wurde vor dem Reichstags Hause des ersten Reichskanzlers Denkmal enthüllt. Manche Leser wissen wohl, daß ich seit Monaten nicht in Berlin bin, nicht in behaglicher Freiheit lebe; da ist es nicht möglich, die Masse des Materials gleich zu überschauen. Wenn die paar Gedanken, zu denen das Echo der Feier den fernen Betrachter stimmt, überhaupt etwas taugen, werden sie auch im nächsten Heft noch nicht verspätet erscheinen. Es soll eine Feier üblichen Stils, aber zweiten Ranges gewesen sein. Außer dem Kaiser, der die kleine Generalsuniform, hohe Reitstiefel und den Interimsmarschallsstab trug, kein in deutschem Land souverain regirender Fürst. Auch die Minister der Bundesstaaten fehlten. Fast vollzählig aber waren Alle versammelt, die der lebende Bismarck nicht leiden mochte. Graf Bälow hielt eine Rede, die Viele wunderschön fanden und deren frische Gemeinverständlichkeit den flüchtig Hinhörenden wirklich erfreuen konnte, — schon, weil der Kanzler offen aussprach, was die Hohenzollern Bismarck zu danken haben. Auf der Schleife des Kranzes, den Wilhelm der Zweite am Denkmal des von ihm Entlassenen niederlegte, standen die Worte: „Des großen Kaisers großem Diener.“



Der Eremit.

Von Kindheit an war er gewesen wie Einer, der erfüllt ist von der vollkommenen Erkenntniß Gottes. Da er noch ein Knabe war, erregte er die Verwunderung vieler Heiligen Männer und mancher Heiligen Frauen, die in seiner Geburtsstadt wohnten, durch die ernste Weisheit seiner Antworten. Und da ihm seine Eltern den Ring und das Kleid des Mannes gegeben hatten, küßte er sie und verließ sie und zog aus, der Welt Gott zu verkünden. Denn dazumal waren ihrer Viele in der Welt, die wußten entweder nichts von Gott oder hatten von ihm bloß eine unvollkommene Kenntniß. Oder sie beteten auch falsche Götter an, die in Höhlen wohnen und ihrer Anbeter nicht achten.

Und er wandte sein Antlitz zur Sonne und zog aus ohne Sandalen, wie er die Heiligen wappen gesehen, an seinem Gürtel einen Lederbeutel und einen Becher aus gebranntem Thon. Und er sang Lobgesänge dem Herrn, ohne Unterlaß. Und nach einer Zeit erreichte er ein seltsames Land, darin viele Städte waren.

Und er schritt durch elf Städte. Und manche dieser Städte waren im Thal und manche an den Ufern großer Flüsse und manche auf Bergen erbaut. Und in jeder Stadt fand er einen Jünger, der ihm anhing und ihm folgte. Viel Volk folgte ihm aus jeder Stadt und die Erkenntniß Gottes verbreitete sich über das ganze Land und viele Herrscher wurden bekehrt und die Priester der Tempel, in denen Götzen waren, fanden ihr Einkommen um die Hälfte geschmälert. Wenn sie zur Mittagzeit auf ihre Trommeln schlugen, kamen keine oder nur wenige Spender mit Pfauen oder Fleischgaben, wie es Brauch gewesen im Lande vor dem Kommen dieses Einen.

Aber je mehr Volk ihm anhing und je größer die Zahl seiner Jünger wurde, um so größer wurde seine Kummerniß; und er wußte selbst nicht, warum seine Kummerniß so groß war. Denn er sprach immer von Gott und aus der Fülle der vollkommenen Erkenntniß Gottes, die der Herr selbst ihm verliehen hatte. Und eines Abends schritt er aus einer Stadt, die die Stadt Aramania war, und seine Jünger und eine große Menge folgten ihm. Und er stieg einen Berg hinan und ließ sich auf einen Felsstein nieder, der auf dem Berge lag, und seine Jünger standen um ihn herum und das Volk kniete im Thale. Und er beugte sein Haupt auf seine Hände und weinte und sagte zu seiner Seele: Wie ist es, daß ich voll Kummerniß bin und Furcht und daß jeglicher meiner Jünger mir gleich einem Feind ist, der wandelt im Tageslicht?

Und seine Seele antwortete ihm und sagte: Gott hat Dich mit der vollkommenen Erkenntniß seines Wesens erfüllt und Du hast diese Erkenntniß an Andere fortgegeben. Die kostbare Perle hast Du getheilet und das nutzlose Kleid hast Du zerstückelt. Wer Weisheit weggiebt, beraubet sich selbst; er ist wie Einer, der seine Schätze einem Räuber preisgiebt. Ist nicht Gott weiser denn Du? Wer bist Du, daß Du das Geheimniß preisgiebst, das Dir Gott anvertraut hat? Einst sah ich Gott; nun hast Du selbst mir ihn verhüllt.

Und wieder weinte er; denn er wußte, daß seine Seele wahr zu ihm sprach, daß er die vollkommene Erkenntniß Gottes auf Andere übertragen hatte und daß er sich nun an Gottes Gewand klammere und sein früher so fester Glaube ihn verlasse, seit — und weil — die Menge an ihm glaubte. Und er sagte in seinem

Innern: Ich werde nicht mehr von Gott sprechen. Wer Wissen theilet, Der beraubet sich selbst. Und nach einigen Stunden kamen seine Jünger zu ihm, beugten sich zur Erde und sagten: Meister, sprich uns von Gott, denn Du hast die vollkommene Erkenntniß Gottes und kein Mensch außer Dir hat diese Erkenntniß. Und er antwortete ihnen und sagte: Ich will zu Euch sprechen über alle Dinge der Erde und des Himmels, aber über Gott werde ich nicht zu Euch sprechen.

Da erzürnten sie sich und sprachen: Du hast uns in die Wüste geführt, damit wir Dich hören, und hast uns keine Speise gereicht. Willst Du uns hungernd zurückschicken, uns und Alle, die Du Dir folgen liehest?

Und er antwortete ihnen und sagte: Ich will nicht von Gott sprechen. Und die Menge murkte gegen ihn und sagte: Du hast uns in die Wüste geführt und hast uns keine Speise gegeben! Sprich uns von Gott und wir wollen uns begnügen! Aber er antwortete ihnen kein Wort, denn er wußte: wenn er ihnen von Gott spräche, würde er sich seines Schatzes berauben.

Seine Jünger gingen traurig von dannen und die Menge zog heim; und ihrer Viele starben unterwegs.

Und als er allein war, erhob er sich,kehrte sein Antlitz dem Monde zu und wanderte sieben Monate lang. Zu keinem Menschen sprach er ein Wort und keinem gab er Antwort. Und als der siebente Mond verschwunden war, erreichte er jene Wüste, die die Wüste des großen Wassers ist. Und da er eine Höhle gefunden, in der einst ein Centaur gehaust hatte, machte er sie zu seinem Wohnsitz, verfertigte sich eine Matte aus Binsen, darauf zu liegen, und wurde ein Eremit. Und zu jeglicher Stunde pries er Gott, daß er ihn gewürdigt hatte, einige Kenntniß von ihm und seiner wunderbaren Größe zu behalten.

Eines Abends nun, als der Eremit vor der Höhle saß, aus der er seine Behausung gemacht hatte, erblickte er einen Jüngling von schönem, aber bösen Aussehen, der in dürftigen Kleidern und mit leeren Händen vorüberging. Jeden Abend ging der Jüngling mit leeren Händen vorüber und jeden Abend kehrte er mit Perlen und Purpur beladen zurück, denn er war ein Räuber, der die Karawanen der Kaufleute plünderte. Und eines Morgens, da der Jüngling wieder mit Perlen und Purpur beladen zurückkehrte, machte er Halt, ranzelte die Stirn, stampfte mit dem Fuß auf den Sand und sagte zu dem Eremiten: „Warum blickst Du also auf mich, wenn ich vorübergehe? Was ist es, das ich in Deinem Auge sehe? Denn nie hat Jemand also auf mich geblickt und dieser Blick ist mir ein Dorn im Auge und ein Kergerniß.“

Und der Eremit antwortete: „Was Du in meinen Augen siehst, ist Mitleid. Es ist Mitleid, was auf Dich blickt.“

Und der Jüngling lachte verächtlich und sagte mit höhrender Stimme: „Ich habe Purpur und Perlen in meiner Hand und Du hast nichts als eine Binsenmatte, darauf zu liegen; wie solltest Du Mitleid mit mir haben? Und warum hättest Du dieses Mitleid?“

„Ich habe Mitleid mit Dir, denn Du kennst Gott nicht.“

„Ist denn diese Kenntniß Gottes eine so kostbare Sache?“ fragte der Jüngling, während er näher an den Eingang der Höhle trat.

„Sie ist kostbarer als aller Purpur und alle Perlen der Welt!“

„Und hast Du sie?“ fragte der Jüngling und kam noch näher heran.

„Einst war die vollkommene Erkenntniß Gottes in mir; aber in meiner Thorheit trennte ich mich von ihr und theilte sie unter Andere. Doch sogar jetzt noch ist, was mir davon blieb, viel kostbarer denn Purpur und Perlen.“

Und als der junge Räuber Solches hörte, schleuderte er die Perlen und den Purpur fort, zog sein blankes Schwert und sprach zu dem Eremiten: „Gieb mir allsogleich diese Erkenntniß Gottes, sonst töde ich Dich. Warum sollt ich Den nicht erschlagen, der einen größeren Schatz hat als ich?“

Der Eremit breitete die Arme aus und sagte: „Wäre es für mich nicht besser, ich ginge ein in die Wohnung des Herrn, ihn zu preisen, als in dieser Welt zu leben und keine Kenntniß von ihm zu haben? Erschlage mich, wenn Solches Dein Begehrt ist. Das aber, was ich von Gott weiß, gebe ich nicht weg.“

Und der junge Räuber warf sich auf die Knie und bat und beschwor ihn; aber der Eremit weigerte sich, ihm von Gott zu sprechen und mit ihm seinen Schatz zu theilen. Da erhob sich der Räuber und sagte zu dem Eremiten: „Es sei, wie Du willst. Ich gehe geraden Weges in die Stadt der sieben Sünden, die nur drei Tagereisen von hier entfernt ist. Dort werden sie mir für meinen Purpur und meine Perlen Freude verkaufen.“ Und er raffte den Purpur und die Perlen auf und eilte hinweg.

Da schrie der Eremit auf und folgte ihm und beschwor ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Drei Tage lang lief er dem jungen Räuber nach und stellte ihn unablässig an, zurückzukehren und nicht die Stadt der sieben Sünden zu betreten.

Und als und zu blickte der junge Räuber zurück auf den Eremiten und rief ihm zu: „Willst Du mir jene Erkenntniß Gottes geben, die kostbarer ist denn Purpur und Perlen? Wenn Du sie mir giebst, werde ich die Stadt der sieben Sünden nicht betreten.“

Und immer antwortete der Eremit: „Alles, was ich habe, will ich Dir geben; nur dieses Eine nicht. Denn Das darf ich nicht weggeben.“

Und in der Dämmerung des dritten Tages kamen sie an das Purpurthor der Stadt der sieben Sünden. Und aus der Stadt tönte der Schall großen Gelächters ihnen entgegen. Und der junge Räuber lachte und schickte sich an, mit seiner Hand an das Thor zu pochen.

Als der Eremit Dies sah, eilte er herbei, faßte ihn beim Saum seines Kleides und rief: „Strecke Deine Arme aus, schlinge sie um meinen Hals, lege Dein Ohr dicht an meinen Mund, — und ich werde Dir geben, was mir noch von der Erkenntniß Gottes übrig bleibt.“

Und der junge Räuber hemmte den Schritt.

Und da der Eremit seine Kenntniß Gottes weggegeben hatte, fiel er auf den Boden und weinte. Und große Finsterniß umfing die Stadt und den jungen Räuber vor seinen Augen, daß er sie nicht mehr sah. Und da er weinend da lag, sah er Einen, der bei ihm stand. Dessen Füße waren aus Erz und seine Haare gleichen seinen Flocken. Und er richtete den Eremiten auf und sagte zu ihm: „Einst hattest Du die vollkommene Erkenntniß Gottes; nun wirft Du die vollkommene Liebe Gottes haben. Warum also weineest Du?“ Und er küßte ihn.



Im Kampf um die Weltgeschichte.

Zwei groß angelegte „Weltgeschichten“ drängen zu gleicher Zeit aus deutschem Boden ins Dasein. Der theoretische Kampf um die universalhistorische Anschauung und Methode, der auf der einen Seite von Karl Lamprecht mit so bewundernswerther Umsicht und Tapferkeit geführt worden ist, hat die Kräfte mobil gemacht; und produktiv, nicht nur theoretisch, wird nun der Kampf geführt. Kaum sind von Helmoltz Weltgeschichte die ersten Bände erschienen und schon tritt ein begabter Mann auf den Plan und versucht allein, den gewaltigen Stoff zu meistern, der dort „kollektivistisch“ von einer Schaar tüchtiger Leute in Angriff genommen wurde. Dieser „Individualist“ ist Hermann Schiller. Nur seine Einleitung braucht man zu lesen, um zu erkennen, daß er ein Individualist ist, eben so aber, daß er im bewußten Gegensatz zu jenen „Geographen“ sein Werk durchzusetzen unternahm. Man kann diesen Gegensatz mit Lamprechts Worten in einen Satz fassen, den er der Weltgeschichte Helmoltz mit auf den Weg gab: „Die neue Erscheinung verläßt die alte philosophische Weltgeschichte; sie stellt sich auf den geographischen Standpunkt.“ Das bedeutet eine volle Umwandlung des welthistorischen Denkens. Nimmt die geographische Lage eine so hervorragende Stellung ein, ist sie gleichsam der unerläßliche Erdboden aller Entwicklung, so heißt Das: der Mensch tritt in die Natur zurück. Er steht ihr nicht mehr als ein von Willkür und Zufall beherrschtes Sonderwesen gegenüber, sondern er steht in ihr, ist ihr Ziel und Ende dort, wo er, wie auf unserer Erde, nun einmal ihr höchstes und mit den vollkommensten Anlagen ausgestattetes Gebilde ist. Die Natur ist nicht mehr der Feind, den es zu überwältigen gilt, sondern der Freund, der anerkannt sein will; nicht mehr gegen die Natur, als die Sünde an sich, hat sich das menschliche Wollen und Erkennen zu richten, sondern zu ihr hin, als zu seiner großen Mutter und Erzieherin. Und darum ist es nicht nur ein Verlassen der alten philosophischen Weltgeschichte, was sich da vor unseren Augen vollzieht, sondern es ist nicht minder eine feste Fundamentirung einer neuen Philosophie der Geschichte in der Richtung, in der ein Goethe vorahnte, ein Darwin und Haedel, vom Gebiet der Naturforschung selbst kommend, in genialer Einfachheit weitergruben und drängten, in der Richtung eines lebendigen Motismus, der sich bei Goethe ausdrückte in seinem herrlichen Wort: „Natur ist Alles — die Menschen sind Alle in ihr und sie in Allen“. Ist die Welt unendlich, so giebt es kein „Jenseits“ dieser Welt mehr, es giebt auch kein „außer“ oder „über“ ihr mehr, wie sich die alte dualistische Weltanschauung ihren Gott vorstellte, sondern dieser „Gott“ muß „innerhalb“ der Unendlichkeit selbst stehen, er muß Eins sein mit Welt und Natur, dem Allumfassenden. Mag diese philosophische Formulierung

den Geschichtschreibern der neuen Weltgeschichte bewußt sein oder nicht: als lebendige Anschauung wirkt er in den Meisten von ihnen und beeinflusst ihre Darstellung, hebt sie nicht selten zu ganz prächtigen Höhen und Ausblicken.

Käme es nun nur auf das „Verlassen der alten philosophischen Weltgeschichte“ an, so wästen wir Schiller zugestehen, auch er vollziehe mit seinem ersten Sägen diesen Schritt. Aber in einer Negation allein liegt noch nichts Neues. Das Neue liegt immer in einer Position; und zu ihr kommt Schiller nicht, wo er Theoretiker bleibt, sondern nur „im dunklen Drang der Gefühle“ klingt das Neue unserer Zeit, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, dennoch durch und verwickelt ihn zuweilen in sonderbare Widersprüche.

Von Anfang macht Schiller Front gegen die verbreitete Anschauung, „eine Weltgeschichte müsse heute eine Geschichte der gesammten Menschheit, aller Völker und aller Zeiten bieten.“ Das will Helmholtz Weltgeschichte. „Begründet ist diese Anschauung aber trotz ihrer Verbreitung und trotz ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit so wenig wie die Ideen Herbers, Johannes von Müllers, Schloßers und Anderer, die es für möglich hielten, in dem kleinen und bekannten Abschnitt geschichtlichen Lebens einen Gesamtplan nachzuweisen“. Das sei unmöglich, denn erstens fehle das Material und die Vorarbeit dazu noch vielfach, zweitens hätte es nicht den erwarteten Werth, da der Stoff viel zu massenhaft sei, um noch für Bildungszwecke verwendet werden zu können. Das wären zwei äußerliche Hindernisse; und die können überwunden werden und werden überwunden. Der Punkt, um den es sich hier handelt, ist die Nachweisung des sogenannten Gesamtplanes. Wo ein „Plan“ ist, wird ein Planzeichner vorausgesetzt, der Alles und Jedes vorherbedacht und unterworfen habe. Da wir nun schon den Planzeichner nicht nachweisen können, so hätte Schiller Recht damit, daß er behauptet, auch der Plan ließe sich nicht nachweisen. Diese Gedanken stammen aber aus der menschlichen Reflexion. Von hinten her sehen wir auf den Weg zurück, den das Leben ging; wir erkennen Ordnung, Gesetz, Bedingungen dieses Weges und übertragen nun in rein anthropistischem Sinn unsere Erkenntnisse auf diese Entwicklung, groß ausgedrückt etwa so, daß wir sagen: Vor aller Entwicklung setzte sich das Leben hin und sann lange darüber nach, welchen Weg es einschlagen sollte. Und nachdem es alle Möglichkeiten erwogen hatte, trat es seine weite Reise an. Die Konsequenz, die wir entdecken, ist die Folge dieses ursprünglichen Nachdenkens. Der Gesamtplan lag ursprünglich vorgebildet in dem Gedanken des Meisters, der das Leben zur Entwicklung führte. So aber macht es das Leben nie und hat es nie so gemacht, weder im Großen noch im Einzelnen. Es ist darum ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Schopenhauers, daß er die Verkehrtheit unseres Denkens nachwies, die den Intellekt an den Anfang aller Entwicklung stellt. Er stellt

den Intellekt an die zweite, eigentlich sogar an die letzte Stelle, er erklärt ihn richtig als eine sekundäre Erscheinung des Lebens, als etwas Hinzugekommenes, als einen Aufwand der Natur, und zwar ihren höchsten Aufwand. Das Denken tritt nach ihm in aller Lebensentwicklung als das Allerletzte auf und Natur bedeutet für ihn sogar das ohne Vermittelung des Intellekts Wirkende, Erlebende, Schaffende; darum aber auch, weil der Intellekt den Irrthum nothwendig einschließt, ist ihm das Schaffen des Instinkts das unendlich viel Bessere und Vollkommere. So fällt der Plan des Planzeichners, der am Anfang stehen soll, dahin, keineswegs aber mit dem Planentwurf die Gesezmäßigkeit und Ordnung der Entwicklung selbst. Und diese im geschichtlichen Werden zu erkennen, wendet sich nun der Intellekt zurück, indem er gleichsam den Weg, den der schaffende Instinkt produktiv wandelte, nun noch einmal reproduktiv nachgeht, wie die Grammatik die Entwicklung abstrakt zu fassen sucht, der die Sprache folgte, wie die Aesthetik dem intuitiven Schaffen der Künstler nachgeht und dessen Geseze hinterher, durch Reflexion, zu fixiren sucht. Der Intellekt will den Weg (*ὁδός*) erkennen, den das Leben ging und geht. So muß er diesem Wege nachgehen; er sucht nach der Methode (*μεθόδος*), was sinnlich und wörtlich nichts Anderes heißt als: Nachweg, Hinterhergang. Das Leben geht aber nicht diesen Nachweg von Anfang, sondern sucht und geht seinen Weg geradeaus und unerschütterlich zu seinem Ziel. Und gleich hier sage ich es: dieses „Ziel“ ist keine „Idee“, keine „Absicht“, kein „Vorherbedachtes“, kein „Zweck“, sondern es ist immer die eigene beste Entwicklung, die „Vollendung“ in der doppelten Bedeutung des Wortes, nach der alles Leben zu gelangen sucht.

Der menschliche Intellekt nun thut bis heute nichts Anderes, als daß er der Natur, dem Leben auf seinen Pfaden nachsteigt, um also seine Wege kennen zu lernen und hinter die Geheimnisse der Natur zu kommen. Hier ist Absicht, Idee, Zweck und nur hier: im Denken und Forschen des Menschen.

Doch der Mensch gehört selbst zur Natur, ist Natur. So können und müssen wir sagen: mit dem menschlichen Intellekt schuf sich die Natur das Werkzeug, mit dem sie sich selbst betrachtet, auf sich selbst zurücksehen, hinter ihre eigenen Geheimnisse leuchten kann. Das menschliche Bewußtsein ist also nichts Anderes als das Bewußtwerden der Natur. Ohne den Menschen fehlt ihr dieses Bewußtsein. In seinem Intellekt schafft sie es sich. Und sie schafft es sich, indem sie von den untersten Lebewesen aufwärts steigt durch stetige Verbesserung, Neuformung, Umformung, Anpassung, bis sie im menschlichen Großhirn zu jenem wundervollen Instrument gelangt, das den Charakter und das Wesen des Menschen bestimmt: in erster Linie ein denkendes und erkennendes Wesen zu sein. Der große Streit um Ziel und Zweck der Natur entscheidet sich hier. Sagen wir: die Natur, das Leben hat einen Zweck,

so übertragen wir unser Denken auf die Natur. Aus unserem „Hinterhergang“ nehmen wir die Begriffe, von denen sie nichts weiß. Die Natur schafft nicht und instinktiv, nicht nach Zwecken und Absichten. Dennoch ist ein Ziel vorhanden und dieses Ziel besteht in der besten Entwicklung, in der Vollendung alles Werdens und Lebens. Die Natur ist ewig ihr eigenes Ziel, ihr Drang nach Bewußtwerden und Erkenntniß ihrer selbst als das höchste und letzte Ziel der Natur, zu dem sie auf allen Wegen und mit allen Mitteln hinstrebt, bezeichnen. Wo immer Leben erwacht, sucht es nach seinen Bedingungen. Und in diesem Suchen und Anpassen bildet sich der Intellekt, von den untersten Stufen angefangen bis hinauf zu seiner schönsten Entfaltung im menschlichen Gehirn, auf einfach natürliche Weise und nach absolut natürlichen Gesetzen. Da kommt nicht irgendwoher plötzlich eine „Seele“, die alle diese Wander der menschlichen Erkenntniß erzeugt, sondern, sobald es irgendwo und irgendwann einmal zur Bildung eines „Individuums“, eines Untheilbaren und Abgeschlossenen, kommt, setzt der Trieb und Drang zur Erkenntniß ein. „Sehen wir“, sagt Schopenhauer, „in der objektiven Auffassung des Intellekts, so weit wir irgend können, zurück, so werden wir finden, daß die Nothwendigkeit oder das Bedürfniß der Erkenntniß überhaupt entsteht aus der Vielheit und dem getrennten Dasein der Wesen, also aus der Individuation. Denn denkt man sich, es sei nur ein einziges Wesen vorhanden, so bedarf ein solches keiner Erkenntniß: weil nichts da ist, was von ihm selbst verschieden wäre und dessen Dasein es daher erst mittelbar durch Erkenntniß, Das heißt: Bild und Begriff, in sich aufzunehmen hätte.“ Um meine Anschauung von der Einheit der Natur und ihrem Drange nach eigener Erkenntniß noch deutlicher und sicherer zu machen, setze ich die herrlichen Worte Goethes her: „Sie liebt sich selbst und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.“

Diese Anschauung von der Einheit der Natur und des Menschen, des Lebens und der Erkenntniß war in ihren Grundlinien aufzuzeichnen, bevor ich an eine fruchtbare Diskussion mit Schiller herangehen konnte. Also: Schiller sagt, die Geschichte solle doch auch lehrhaft sein. Damit mag er sein Buch legitimiren, aber der Zweck aller Wissenschaft ist und bleibt Erkenntniß und Leben; und von hier aus gesehen, erwächst auch der Geschichte eine weit höhere Aufgabe, als es die „Bildungszwecke, diese selbst im weitesten Sinne verstanden“, sein können und sind. Hier schlägt Lamprecht Wort durch: „Ausdehnung des tellurischen Horizontes hat auch regelmäßig Wandel der weltgeschichtlichen Anschauungen zur Folge gehabt.“ Diese Thatsache stellt

der Historiker einfach fest. Der Philosoph aber sagt dazu: Ja, aber nicht nur „hat gehabt“, sondern Ausdehnung des tellurischen Horizontes soll auch regelmäßig Wandel der weltgeschichtlichen Anschauungen zur Folge haben.“ In beiden Urtheilen, dem des Historikers wie dem des Philosophen, ist der Gedanke der Entwicklung lebendig geworden.

Wie aber soll die Geschichte nach Schillers Anschauung lehrhaft sein? „Indem sie die organischen Bedingungen der Civilisation überhaupt und die überall wirksamen gleichen Grundkräfte, aber auch ihre überall verschiedene Zusammensetzung aufweist.“ Hier blickt der neue Gedanke unserer Zeit durch, aber er wirft, im Grund erfasst, die Willkür über den Haufen. Handelt es sich einmal um die Aufweisung der organischen Bedingungen der Civilisation, so haben eben nicht nur die Völker mitzureden, die positiv und produktiv in dieser Richtung wirkten und lebten, also die „geschichtlichen“ Völker, wie man sie zu nennen beliebt, sondern dann werden die „ungeschichtlichen“ Völker von einer nicht geringeren Bedeutung für unsere Erkenntniß, da sich in ihrem Leben doch gerade die negativen Faktoren offenbaren müssen, die eine Civilisation oder einen Fortschritt zu ihr verhinderten, hemmten, vernichteten. Und ob diese Erkenntniß nicht von einbringlichster Lehrhaftigkeit wäre, darüber braucht man wohl nicht erst lange Worte zu machen.

„Die Geschichte — sagt Schiller — hat es nur mit bestimmten Individuen, seien es Menschen oder Völker, zu thun und mit diesen auch nicht mehr nach der Seite ihres Naturlebens, sondern nur, insoweit sie geschichtliche Persönlichkeiten sind.“ So dürfte man heute denn doch nicht mehr argumentiren. Aber man thut es. Der alte Dualismus ist am Werk, er stellt das geschichtliche Leben in Gegensatz zum Naturleben und bringt es noch nicht fertig, Beide als Eins zu erfassen. Der Mensch steht da außerhalb der Natur, deren Gegensatz die Kultur bildet. Und doch ist das Alles willkürlichste Konstruktion, falsch und schief gesehen, denn die Kultur ist eben das der Menschennatur Adäquate, da im Menschen die Natur die Fähigkeit der Reflexion erringt, auf deren Entwicklung alle Werke der Kultur beruhen. Bis zum Menschen hin und noch eine ganze Strecke weit in die Entwicklung des Menschen hinein — denken wir nur an unsere Kinder, an die Völker die noch im Zeitalter der Kindheit stehen — hält die Natur fast ausschließlich die gradlinige Bahn der Instinkte und Triebe, der einfachen Anschauung und der Reaktion auf diese Anschauung ein. Von den Sinnen geht der Eindruck zum Kleinhirn und setzt sich hier zum Ausdruck der Bewegung im Muskelsystem um. Nun kommt aber im entwickelten Menschen das Großhirn dazu, wo die Zellen sich nicht nur mehr beschränken auf eine Ueberleitung der Eindrücke auf die Muskeln, sondern wo sie sozusagen ein ganz apartes Spiel für sich und unter sich beginnen, indem sie die in den vier centralen

Sinnesorganen des Gehirnrindemantels aufgespeicherten Eindrücke in den zwischenliegenden vier Denkerden oder Affoziationcentren noch einmal verarbeiten, ein Spiel, das uns die Vorstellung des sogenannten „Innenlebens“ erweckte, da sein Ziel zunächst nicht mehr eine direkte und unmittelbare Antwort auf die von außen empfangenen Eindrücke war und ist, sondern eine weitere Differenzierung dieser Eindrücke und eine Verbindung ihrer Elemente mit gleichartigen Elementen früherer Eindrücke. Dieses Zellenpiel liefert uns darum auch nicht nur Kenntnisse, sondern Erkenntnisse, Erklärungen der Erscheinungen, indem es Unbekanntes auf Bekanntes zurückzuführen sucht; aus ihm entspringt, was wir Reflexion, Vernunft nennen, Das heißt: die Auslese des Gleichartigen aus dem Verschiedenen und Mannichfachen der einzelnen Erscheinungen und die Zusammenfassung dieses Gleichartigen in Begriffe. Diese Fähigkeit zur Reflexion und Vernunft steht aber zur Natur nicht im Gegensatz, sondern sie hat ihre Wurzeln in der Natur selbst, ist ihr Geschenk und Gebilde und kann daher auch im letzten Grunde keinen Widerspruch gegen die Natur bilden. Setze ich die Vernunft, die Kultur nun dennoch in Gegensatz zur Natur, so reiße ich die Wurzeln meiner Vernunft ab. Und die Folge wird und kann nur sein, daß meine Vernunft eben als wurzelloses Geschöpf mit allen Winden herumflattert. Versuche ich es dann, mit solcher Vernunft Geschichte zu schreiben, so werde ich es eben nicht mehr zur Aufweisung der organischen Bedingungen der Civilisation bringen können, sondern Willkür und Effektizismus werden unfehlbar mein Thun und Wollen beherrschen. Nicht das Werden und Geschehen und seine Gesetze werden wir aus solcher „Geschichte“ erkennen, sondern höchstens das „Geschehen“, die fertigen Formen werden uns vorgeführt und um sie flattern dann die Phantasien, Gespenster- und Götterbegriffe des jeweiligen Historikers als sogenannte Erklärungen herum. So schön nun diese fertigen Formen auch manchmal sein mögen: es kommt bei ihrer Betrachtung nichts oder nicht viel heraus, da unser lebendiger Menschenwille keine Anfasspunkte dabei findet. Wir stehen vor diesem Fertigen und staunen und fragen: wie war Das nur möglich? Vor einem Werden aber, das wir Schritt vor Schritt verfolgen können, dessen Ursachen wir sehen, dessen Wirkungen wir begreifen, erwachen unsere eigenen Fähigkeiten. Wir schaffen das Werk gleichsam noch einmal neu, wir erkennen die Fehlgriiffe hier, die Meistergriiffe dort, und ward so das ganze Werk in seinem Werden von uns erkannt, so hat sich unsere Umsicht und Vorsicht auf dem Wege dieser Erkenntnisse geübt, unser Muth gestärkt, so daß er sagt: Das kann ich auch. Und diese lebendige Belehrung ist es, die für uns aus jeder Erweiterung unserer Kenntnisse entspringen soll, während jene rein abstrakte Anschauung eines Gewordenen uns wohl zum Staunen, niemals oder selten aber zu einer wirklichen Begeisterung

führen kann. Das wäre das Ergebniß einer rein durchgeführten Theorie, wie sie in Schillers willkürlicher Trennung vom Naturleben und geschichtlichem Leben vorliegt. Doch der Mann ist nicht nur ein Kopf, sondern er ist ein Mensch mit einem warmen Herzen und starken Willen. So bleibt seine Theorie hübsch in der Einleitung hängen. Er bekümmert sich selbst später nur gelegentlich darum und geht im Uebrigen bei seiner Darstellung seinem gefunden Instinkt nach.

Aus der Einleitung tritt die Anregung hervor, die Schiller von seinen Begnern, den „Geographen“, erhielt. Schon die kleinen Ueberschriften, wie „Möglichkeit einer Weltgeschichte“, „Verhältniß zur Vorgeschichte“, „Unterscheidungen innerhalb der geschichtlichen Völker“, „Geschichte und Natur“ u. s. w., zeigen Das deutlich an. Der theoretische Kampf der letzten Jahre hat diese Fragen locker gemacht. Mit den Antworten, die Schiller darauf giebt, können allerdings die „Geographen“ nicht viel machen, aber noch weniger werden sie der alten, konservativen Richtung in der Geschichtsschreibung genügen, da doch schon viel zu viel neunzehntes Jahrhundert und mehr noch vom Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts in ihnen steckt. In der zuletzt erwähnten kleinen Abhandlung „Geschichte und Natur“ versucht Schiller, seinen dualistischen Standpunkt zu rechtfertigen. Er beginnt mit einer Anknüpfung an Herder, der sagte, „der Mensch sei das Mittelglied zweier Welten“; „zur Naturwelt, als der Stätte des Menschen, trat für ihn die Geisteswelt.“ „Das neunzehnte Jahrhundert suchte diese Zweifelt zu beseitigen, die Geschichte der Menschheit durch die der Erde zu ersetzen; und schon Heinrich Ritter sprach den Satz aus, die Entwicklung des sittlichen Lebens beruhe auf dem Grunde der Naturgesetze“. In seiner größten Uebertreibung lautete dieser Satz bei Buckle, dem englischen statistischen Historiker: „Die Entwicklung eines Volkes ist von Prinzipien oder, wie man es nennt, von Gesetzen geregelt, die eben so fest stehen wie die der physischen Welt“. Diesem Bestreben, die Entstehung und Fortentwicklung der Menschheit als ein Naturgeschehen aufzufassen, wurde, freilich ohne solche Absicht, die wissenschaftliche Gestaltung der Erdbeschreibung förderlich, die als ihre Aufgabe betrachtete, die Bodengestalt der Erde als des Schauplatzes der Menschheit zu begreifen oder, nach Ritters Ausdruck, die Konstitution der tellurischen Beschaffenheiten in ihrem Verhältniß zum Menschengeschlecht zu verstehen. Während Meteorologie, Ozeanographie und Orologie als Theile der physischen Geographie den Schauplatz der Geschichte gestalteten, legte die Biologie die Beziehungen der Flora und Fauna der Erdoberfläche dar; für den Menschen suchte die Anthropogeographie das Selbe zu leisten. Darwin bemächtigte sich dieser geographischen Arbeit, um durch seine Entwicklungslehre den Menschen an die Spitze dieser einheitlichen Welt zu stellen, und nun konnte man . . .

versichern, Klima, Küstenentwicklung und Nahrungweise seien die bestimmenden Kräfte der Weltgeschichte.“ In dieser Darstellung schon lehnt Schiller diese Anschauung als „größte Uebertreibung“ ab. Allein es giebt noch größere „Uebertreibungen“; etwa die Behauptung Laines, daß Tugend und Laster bloße Produkte seien, wie Zucker und Vitriol. Man sind Anschauungen, die einmal da sind, nicht durch Ablehnung aus der Welt zu schaffen, sondern ihre Fehler müssen nachgewiesen, sie müssen widerlegt werden. Schiller versucht Das durch einige schematische Beispiele, die er anführt und entwirft. Sie sind so oberflächlich wie möglich und können deshalb ihren Zweck nicht erreichen. Doch verwirft Schiller diese Anschauung nicht gänzlich, sondern nur die „Uebertreibung“, die Ausschließlichkeit, mit der sie an jenen „bestimmenden Kräften der Weltgeschichte“ festhält. „Wer wollte heute noch bezweifeln“, sagte er, „daß Boden und Klima und andere natürliche Verhältnisse sehr wesentliche Faktoren für die Geschichte sind? Aber darf man heute noch behaupten, sie seien es allein?“

Ich weiß nicht, ob diese Behauptung so aufgestellt worden ist. Und ist sie es nicht, wie ich vermüthe, da sie mir bei allen meinen Studien nie in dieser Radtheit begegnete — selbst bei Laine und Buckle finde ich diese Ausschließlichkeit nur dann, wenn ich alles Andere, was sie noch gesagt haben, unbeachtet lasse, ihre Aussagen also entstelle —, so hat sich Schiller den Kampf etwas leicht gemacht. Das aber weiß ich und sehe ich, daß seine Erwiderung auf diese von ihm behauptete Behauptung oberflächlich ist; ich sehe ferner, daß auch er nicht daran vorbei kann, die Existenz unwandelbarer Gesetze im menschlichen Werden anzuerkennen. So heißt es bei ihm ausdrücklich: „Denn vor fünf Jahrtausenden herrschten die selben ewigen Gesetze, denen die Welt heute gehorcht, in gleicher Unerbittlichkeit.“ Welche ewigen Gesetze Das sind, wird freilich nicht gesagt. Und ferner sehe ich, daß der Beweis Dessen, was Schiller, von diesen Grundlinien ausgehend, beweisen möchte, entweder nicht gelang oder aber als ein Gemeinplatz des Beweises nicht mehr bedürfte. Nachdem er nämlich mit sehr oberflächlichen Einwürfen die „geographische“ Anschauung widerlegt zu haben glaubt, versucht er, zu beweisen, daß „jeder Fortschritt auf religiösem, staatlichem, künstlerischem Gebiet durch die Wirksamkeit Einzelner, seien es Politiker, Feldherren, Religionstifter oder Gelehrte, Künstler, Entdecker und Erfinder u. s. w. herbeigeführt werde, die häufig geradezu bestimmend auf die Entwicklung und die Schicksale ihres Volkes einwirken.“ Und zwei Seiten weiter wird die hier noch einigermaßen beschränkte Aeußerung schon dahin erweitert und verallgemeinert, daß sie lautet: „Klar und deutlich muß es ausgesprochen werden: Personen machen die Geschichte, wie Alexander der Große, Caesar, Luther, wie Friedrich der Große, wie Bismarck . . . Das Genie kann wohl von

einer Zeit gebildet, aber es kann nicht von ihr geschaffen werden.“ Ein wunderlicher Ausspruch! Mit ihm aber knackt die Geschichte als Wissenschaft und Räthselöfenerin sofort zusammen und wird zu einer Lehrerin „demüthigen Vertrauens“ darauf, daß auch unsere oder die künftige Zeit noch einmal den rechten Mann finden werde. Keine Ahnung mehr von jenem wundervollen Wollen der tüchtigsten Menschen unserer Zeit, hinter das Geheimniß der „natürlichen Zuchtwahl“ zu kommen, die das Genie schafft und schaffen lehrt. Kein Gedanke mehr daran, die historische Genealogie nach dieser Seite aus einem registrirenden Wissen zu einer lebendigen, befruchtenden Wissenschaft zu erheben. Aber auf dieses Gebiet der Resignation gehe ich nicht mehr mit hinaus, da mein Bewußtsein mir sagt: wir sind daran, die Gesetze der Vererbung, Anpassung, Zuchtwahl, die Gesetze des Milieu und der natürlichen Veranlagung, das Gesetz der menschlichen Entwicklung, auf denen das Verhältniß „des Einzelnen zur Allgemeinheit“ beruht, heute zu erkennen und jene Räthsel zu lösen. Und mögen sich an diesen harten Rüssen noch so viele Zähne stumpf beißen: die Rüsse werden geknackt, wenn wir uns nicht wieder mit „demüthigem Vertrauen“ an unserer Zuversicht und an unserem Willen irr machen lassen. Wo man wissen kann, da wird die Resignation auf das Wissen und die Rückkehr zum Glauben eine Unsitlichkeit.

„Jedes höher entwickelte Volk schafft sich so eine Individualität, durch die es sich mit Bewußtsein Anderen als ein Anderes, von ihnen Verschiedenes gegenüberstellt. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß natürliche Bedingungen, Umgebung, Klima u. s. w. bei dieser Differenzierung in sehr bestimmender und bestimmter Weise mitwirken, aber man darf auch hier ihren Einfluß nicht überschätzen . . . Gerade wie die Atome eines Anstoßes bedürfen, der außerhalb ihrer selbst liegt, so ist hier der geistige Anstoß im Menschen das Entscheidende. Doch auch Das muß klargestellt werden, daß dieser geistige Anstoß stets nur von Einzelnen ausgeht.“ Zu diesen Worten Schillers sage ich: diese Einzelnen sind selbst wieder das Produkt geschichtlicher Entwicklung, sie fallen nicht plötzlich vom Himmel, sondern stehen innerhalb und nicht außerhalb des allgemeinen Weltens, das sie auf natürliche Weise erzeugt, hervorbringt und bildet. Das Genie wird von einer Zeit geschaffen, nur von ihr, hat seine Wurzeln in dieser Zeit und findet in ihr seine Vermittlerin. Der Gottesgnadenzufall ist ein Ding, mit dem keine ernste Wissenschaft heute mehr operiren kann und darf. Eben so liegt der sogenannte „geistige Anstoß“, wie Schiller schon selbst instinktiv sagte, „im Menschen“ aber nicht anders, als die strahlbrechende Kraft im Kristall liegt. Die Strahlen jedoch, die aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden sollen, kommen von außen; und so ist nicht die Eigenschaft des Kristalles das Entscheidende, sondern das Zusammentreffen von Kristall und Strahl, wie im

geschichtlichen Leben das Zusammentreffen von Persönlichkeit und Zeitentwicklung das Entscheidende ist. Das Beispiel Schillers von den „von außen angestoßenen Atomen“ paßt also nicht zu seiner Beweisführung, sondern viel eher zu der meinen. Man versuche es doch nur einmal, sich Bismarck in einer anderen Zeit als der seinen vorzustellen, und frage sich ruhig, was er mit seinem Genie wohl gemacht hätte. Ob er nicht die Zeit gar veranlaßt hätte, ihm sein Genie sammt dem Kopf herunterzuschlagen. Ob es nicht vielleicht ganz und spurlos zu Grunde gegangen wäre, wie — davon bin ich überzeugt — in jeder Zeit Tausende von Geniekräften zu Grunde gehen.

Weiter: jedes höher entwickelte Volk schafft sich eine Individualität, sagt Schiller. Woher aber kommt diese höhere Entwicklung, die hier doch als Grundlage und Voraussetzung der Individualität erscheint? Schiller will die bei dieser Differenzierung in sehr bestimmender und bestimmter Weise mitwirkenden natürlichen Bedingungen, wie Vererbung, Umgebung, Klima, nicht vergessen; aber da er sie auch nicht überschätzen will, führt er nur an, daß sie bestimmen, aber nicht, wie sie bestimmen. Nun sind wir aber schon so weit, daß wir die Embryologie als eine für die Erkenntniß aller späteren Entwicklung geradezu ausschlaggebende Wissenschaft betrachten. Warum also in der Geschichte noch nicht? Warum sollen wir uns hier auf die Kenntniß der späteren, fertigen Formen, der Individuen und Individualitäten, beschränken und nicht auch deren Keimbildung und Keimentsaltung mit in unsere Betrachtung einbeziehen? Lehrt die Vergangenheit uns die Gegenwart verstehen, dann auch diese Vergangenheit, das Werden zur Individualität, diese Gegenwart, die eben die Individualität selber ist. Alles Gewordene ist nur aus seinem Werden zu erkennen und zu verstehen und ohne die Erkenntniß dieses Werdens bleibt die Erklärung des Gewordenen stets eine mehr oder weniger willkürliche, eine mehr oder weniger freie Phantasie. Die kann ja auch sehr schön sein, aber Wissenschaft ist sie nicht. Auch verwehrt Schiller da zwei Prozesse mit einander: den einfach natürlichen Prozeß, der die Verschiedenheit eines Volkes von einem anderen auf natürliche Weise schafft, mit dem zweiten Prozeß, der das Bewußtsein von dieser Verschiedenheit erzeugt. Die Differenzierung war schon vorher da, begann mit dem Ursprung des Volkes selbst, verstärkte sich durch die natürlichen Verhältnisse, in die es sich gestellt sah, durch Klima, Umgebung, Bodengestaltung u. s. w., während das Bewußtsein von dieser Verschiedenheit erst sehr viel später und ganz allmählich eintrat. Auch darin steckt ein Gesetz geschichtlichen Werdens. Wann stellt sich im Menschen die Fähigkeit zur Reflexion ein? Doch erst, wenn er eine Strecke weit gegangen ist, so daß er seine Blicke zurückrichten kann. Also in einem späteren Alter. Wann überwächst die Reflexion die Anschauung? Dann, wenn die Wegstrecke vor ihm immer kürzer, das „Ziel“ sichtbar und

sicher wird, während die zurückgelegte Strecke, auf der wir unsere Anschauungen und „Erfahrungen“ sammelten, sich immer weiter in die Länge dehnt. So wirkt im Nationalgefühl, als dem individuellen Bewußtsein eines Volkes, nicht nur ein Hochgefühl vollkommener Eigenart, sondern eben so ein Vorgefühl davon, daß die Zeit naht, da die fernere Behauptung der Eigenart unmöglich wird, das Vorgefühl des kommenden Niederganges. Denn immer und überall ist es so, daß sich der Abstieg unmittelbar an die Höhe anschließt.

Und wie wollte man wohl einer geschichtlichen Individualität (Person oder Volk) gerecht werden, wenn man ihr nicht auf den Pfaden ihres „Naturlebens“ nachgeht? Was macht denn die Geschichte der alten Germanen so interessant wie gerade der Umstand, daß wir es hier mit einem Werden zu thun haben, das von sich selbst noch sehr wenig weiß und von dem wir fast nichts wissen würden, fielen nicht auf dieses Werden die scharfen Schlaglichter eines fremden, aber bis zur vollsten Entwicklungshöhe emporgestiegenen Volksbewußtseins? Handelt es sich um die Biographie eines einzelnen Menschen, so ist es heute vollkommen selbstverständlich, daß wir seinen Vorfahren, seinen Eltern, seinem Ursprung, seiner Heimath, seiner Kindheit, den Verhältnissen, in denen er erwuchs, den Einflüssen, denen er unterstand, so viel wie nur immer möglich Aufmerksamkeit widmen. Und warum sollte es bei einem Volk anders sein? Warum will Schiller theoretisch diese „Seite des Naturlebens“ von der geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen wissen? Das ist doch Willkür, die höchstens eine subjektive Berechtigung hat. Freilich: die göttliche, romantische Unbedingtheit der Individualität, die ein naives Denken sich so gern vorstellt und sich obendrein auch vorstellen muß, weil ihm die Kenntnisse und Erfahrungen noch fehlen, mit denen es wagen dürfte, die Summe „Fatum“ oder „Vorsehung“ in ihre einzelnen natürlichen Bestandtheile zu zerlegen, diese romantische Unbedingtheit geht dabei verloren. Aber für eine wirkliche Erkenntniß des Werdens und der menschlichen Entwicklung dürfte uns das Bischen romanhafter Phantasterei schon feil sein.

Als Beispiel für die Macht und Bedeutung der Individualität führt Schiller Folgendes an: „Die Entstehung der Militärmonarchie in Rom erscheint uns als Nothwendigkeit, weil bei der antiken Volksorganisation, die auf der Sklaverei aufgebaut war und eine republikanisch-konstitutionelle Vertretung nicht kannte, und gegenüber der allmählich erwachsenen oligarchisch-absolutistischen Stadtverfassung die absolute Militärmonarchie der logisch nothwendige Schlußstein und das geringste Uebel war. Daß sie aber ganz anders von Caesar geplant, ganz anders von Augustus durchgeführt wurde, war das Werk ihrer Individualitäten, von denen der Eine ein Genie, der Andere nur ein Talent war.“ Nun, die „Nothwendigkeit“ und den „logischen Schlußstein“ einmal dahingestellt, bin ich der Anschauung, daß dieses Beispiel nichts beweist in dem

von Schiller gemollten Sinn, wohl aber sehr viel in dem von ihm gerade bekämpften. War Caesar ein Genie, also ein „Einzelner“ ersten Grades, so hätte, sollte man meinen, gerade sein Plan zur Durchführung kommen müssen. Den Caesar aber ermordete man. Warum wohl? Weil es — so erkläre ichs — im Leben eines Volkes einmal zu einer Zeit kommt, in der ein Volksleben nicht mehr stark genug ist, die Kraft eines aktiven Genies zu ertragen. Die Kraft zu der Selbstdisziplin, wie sie nothwendig gewesen wäre, den genialen Plan Caesars durchzuführen, hatte das römische Volk nicht mehr. So siegte das Talent, das zu unterhandeln, Konzessionen an die bestehenden Verhältnisse zu machen, durch List zu täuschen verstand, und nicht das Genie. Ganz und gar sicher ist in diesem besonderen Fall, daß gerade die Individualität, die schieben wollte, geschoben wurde, während das Talent, das sich schieben ließ, glücklich ans Ziel gelangte. Und so meine ich, daß es kaum einen klareren Beweis dafür giebt, wie mächtig bedingt die Individualität in ihrer Entwicklung ist, als gerade dieses von Schiller in entgegengesetzter Absicht gewählte Beispiel. Gewiß kann man mir sagen: „Aber, lieber Mann, siehst Du denn nicht, daß es der reinste Zufall war, daß Caesar gerade vor der Durchführung seines Planes ermordet wurde?“ Darauf müßte ich allerdings schweigen.

„Gefetze“, sagt Schiller „gleich Naturgesetzen aufzustellen, vermag die Geschichte nicht. Denn nicht weniger als das Gesetzmäßige (also doch!) machen sich der Zufall und der Wille des Einzelnen geltend.“ Ja, diese doos *ex machinis*, genannt „Zufall“ und „Wille“, kennen wir schon lange. Schon gegen Stieve habe ich einst im ersten jugendlichen Erkenntnißdrang dieser Götzen wegen einmal Sturm gelaufen. Und immer noch lautet mein Urtheil: Diese Drahtgötter erscheinen überall da, wo die liebe Gemüthlichkeit zu gemüthlich ist, nach den Gesetzen zu fragen, denen auch Zufall und Wille unterworfen sind, nach den Ursachen zu sehen, die den „Zufall“ herbeiführen, und nach den Motiven zu forschen, die den Willen beherrschen. Für mein Auge ist es eben kein Zufall, daß Caesars Plan nicht zur Durchführung gelangte, denn die Reflexion sagt mir: Je größer der Zwang ist, den man einem Volk auferlegt, das seine Höhe erreichte, damit es diese Höhe behaupte, um so gräßlicher werden die Erscheinungen der einzigen Nothwendigkeit, die es nach der Höhe noch giebt: der Nothwendigkeit des Niederganges. Das beweisen wohl zur Genüge die Ereignisse der Verfallszeit des römischen Lebens. So ist es bezeichnend für die viel mehr von politischem und moralischem als von wirklich historischem Denken beherrschte Anschauung Schillers, daß er nicht nur dem „Naturleben“ der Völker nicht nachgehen will, sondern daß er eben so den Ereignissen des Niederganges, etwa denen, die den Sturz des Reiches Israel herbeiführten, eine selbständige Bedeutung abspricht. Aber

wie bei dem Aufgang eines Volkes die Natur ihren mächtigen Arm vorwärts gleichsam in die geschichtliche Entwicklung hineinreckt, so streckt sie bei dem Niedergang eines Volkes die gleich unerbittliche Hand aus, das von ihr geschaffene Gebilde wieder einzuziehen. Dazwischen liegt der kurze, kaum fixirbare Augenblick, den wir das „geschichtliche Leben“ eines Volkes nennen könnten, der Augenblick, in dem das Bewußtsein emporflammt und alles Werden mit seinen Blitzstrahlen überspielt, wo wir von einem „Ich“, von einer „Eigenart“ und „Nation“ zu reden anfangen und, während wir noch davon reden, schon fühlen, wie unsere köstlichste Errungenschaft uns zu entweichen beginnt. Wie überall, greift auch hier das Leben über seine Gebilde hinüber, und wie der Einzelne seine Errungenschaften nur dadurch zu bewahren vermag, daß er sie neuem, nach ihm kommenden Leben betrachtend in den Schoß wirft, so ist jede Gesellschaftschiht, so jedes Volk dem Erben tributär, der nach ihm kommt, — und Das ist im letzten Grade die Menschheit. Ich meine daher, es wäre besser, redlicher, historischer und wahrhaftiger, wir sprächen dem ganzen Leben vom Anfang bis zum Ende seinen gleichmäßigen Werth zu und pasten unsere Praxis und Moral und Theorie nicht nur jenem einzigen kurzen Augenblick an.

Schiller meint, man sehe nur zu oft, daß das historische Denken viel verflochtener ist als das naturwissenschaftliche, das in einfacher Folgerung Schluß an Schluß reiht; jenes werde immer unerfaßt bleiben und sich bescheiden müssen, der Richtigkeit und Wahrheit möglichst nah zu kommen. Und ich meine: diese Behauptung stammt von Einem, der von dem naturwissenschaftlichem Denken keine genügende Kenntniß hat. Ich meine ferner, daß es Schillers eigene Meinung überhaupt nicht ist, da er wenige Zeilen weiter die Gesetzmäßigkeit trotz der wechselvollen Erscheinungen des Völkerebens anerkennt, sondern daß er sich hier von Aussprüchen Anderer bestimmen ließ, die in dem selben Fall waren wie er, über naturwissenschaftliches Denken nicht urtheilen zu können. Das Buch Bernheims über die historische Methode ist mir nicht zur Hand, aber erinnere ich mich recht, so steht dort die selbe Meinung mit ziemlich den selben Worten. Das naturwissenschaftliche Denken aber war vor nicht gar langer Zeit noch genau so konfus oder, wie Schiller sagt, verflochten, wie es das historische Denken bei sehr vielen Historikern heute noch ist. Und wenn das naturwissenschaftliche Denken durch die unermüdlige Arbeit seiner Vertreter dahin gelangte, einfache Prinzipien aufzustellen, aus der grandiosen „Verflochtenheit“ zu der Möglichkeit zu kommen, in einfacher Folgerung Schluß an Schluß zu reißen, so veranlaßt mich Das keineswegs, die selbe Aussicht für das historische Denken aufzugeben, sondern ich fühle mich sogar in meiner Erwartung durch diese geschichtliche Denzentwicklung auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz mächtig ge-

stärkt. Gewiß: die naturwissenschaftlichen Thatfachen sind bis zum Menschen hin heute klarer, einfacher, gradliniger. In ihnen wirkt eben noch keine persönliche Reflexion oder, wie Schopenhauer sagte, es wirkt dort die Natur ohne die Vermittelung des Intellektes. Mit der Reflexion erst kommt die Komplizirtheit; aber schon sieht das Auge sie mehr und mehr schwinden, je mehr es der Reflexion gelingt, sich selbst nicht minder als alle anderen Erscheinungen in das Naturgeschehen hineinzustellen, statt sich stets als etwas ganz Apartes, nach dem Vorgehen und dem Vorurtheil der alten Dualisten, außerhalb dieses Naturgeschehens zu halten. Und darum sage ich: nicht Schillers Weg ist der richtige, der sich mit dieser Verflochtenheit des geschichtlichen Denkens wie mit einer unabänderlichen oder „jest noch“ unabänderlichen Thatfache abfindet, sondern der Weg Derer, die — mag man es ihnen auch noch so übelnehmen — den Versuch wagen, „die Entwicklung der Menschheit auf wenige Formeln“ zu bringen. Zeigt es sich nämlich hierbei, daß die vorläufig festgestellten Prinzipien nicht ausreichen, daß sie falsch oder zu eng formulirt sind, so läßt sich Das corrigiren. Wir rücken vom Fleck und erobern unserer Erkenntniß ein Stückchen festen Bodens nach dem anderen. Begnügen wir uns aber mit der Konfusion des geschichtlichen Denkens, wie es ist, verzichten und verzagen wir an der Räthsellösung, so bleibt eben das Räthsel ungelöst, wir rücken nicht vom Fleck und unsere Erkenntniß bleibt zu unserem Schaden und Derer, die nach uns kommen, von dem mythischen

Verkommenen über unseren Horizont fort und fort auszubreiten bestrebt ist.

Eine Lösung der Weltgeschichte von der Rationalität sei ein Unding, meint Schiller, gerade so wie „ein geschichtlicher Held oder ein großer Schriftsteller, der nicht national wäre“. Wieder eine Theorie; und eine sehr graue. Treten wir einen Augenblick heraus, um Lebendiges zu sehen und zu greifen. Waren Goethe, Schiller, Lessing, Kant national in dem Sinne, den man in ihrer Zeit etwa national hätte nennen können? Oder waren sie es in irgend einem der Sinne, die man heute mit dem Worte verbindet? Und wenn weder das Eine noch das Andere: wo steckt ihre „Rationalität“? Ich weiß es nicht. War Friedrich der Große national? Darüber besteht genau der selbe Streit; und ich muß gestehen, der Beweis, den man für das Eine oder Andere erbringen will, hat mir nicht sonderlich imponirt. Sicher aber ist, daß alle diese Männer ganz mächtig hervorragende Menschen waren; sicher ist auch, daß diese Menschen auf deutschem Boden deutscher Wurzel entsprangen und so, wie sie waren, auch nur hier entspringen konnten; und sicher ist ferner, daß das Bewußtsein der Deutschen sich zu beleben begann, als ihnen das Leben solche Prachtstücke zu Brüdern bescherte. Das deutsche Bewußtsein konnte sich in ihrem Glanze. Und giebt es heute ein nationales

Bewußtsein in Deutschland: hier sind keine Erwecker. Aber dabei bleibt immer noch und trotz Alledem: national war Keiner dieser Männer nach dem Begriff, den man damals etwa mit diesem Wort hätte verbinden können; sie lehnten sogar ab, es zu sein. Und national sind sie bis heute nicht nach dem Begriff, den der „national“ gesinnte deutsche Philister mit dem Wort verbindet. Ist, Heinrich von Kleist und die lange Reihe Derer, die in Noth und Elend und Selbstmord zu Grunde gingen: heute sind sie „national“, damals, zu ihrer Zeit, mußten sie sich eine Kugel ins Herz jagen.

Das Gute, Klare, Schöne, das man bei Schiller findet, wird nicht selten durch solche unklare Reflexionen überdeckt. So folgte auch dieser Spruch dem klaren Satz: „Hauptinhalt der Geschichtswissenschaft ist die Darstellung der fortschreitenden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft“. Und höre ich Das und manches Andere, so komme ich auf den Gedanken: als die Geschichte Schillers bereits fertig war, setzte er sich hin, eine Einleitung dazu zu schreiben. Und da erlag er der Versuchung, sich philosophisch zu geben. Das aber lag ihm nicht und liegt ihm nicht. Seine Reflexion ist unfertig, unklar, unruhig. Es steckt ein Element in ihr, das mit Wissenschaft gar nichts zu thun hat, ein Element persönlicher Gereiztheit. Welchen Grund sie hat, dürfte dem Psychologen kaum zweifelhaft sein. Wie Dem aber auch sei: stets muß man einem tüchtigen Mann das Recht einräumen, seine Meinung zu sagen. Man wird ihn mit Interesse hören auch dann, wenn er selbst noch einer „älteren Schule“ entstammt. Denn die „Methode“ allein macht nichts; und die „Schule“ auch nicht. Für alles Schaffen und jeden Schaffenden ist lebendige Anschauung unerläßliche Grundbedingung heute wie gestern und morgen. Hier ist das große Gebiet, auf dem das Individuum, der Einzelne, sein Recht behält und durch nichts ersetzt werden kann.

Noch einmal setze ich also meine Anschauung hierher; sie soll uns von kühner Zuversicht reden. Wie die Natur zur Entwicklung unserer Denkorgane kam, läßt sich heute fast in ununterbrochener historischer Reihe darstellen. Dabei ging Alles ganz natürlich zu. Diese Organe aber sind Organe der Natur. Sie ist es, die durch uns denkt und reflektirt, auf neue Wege sinnt, hinter ihre eigene Gesetzmäßigkeit zu kommen, sich selbst ins leuchtende Auge zu schauen strebt. In dem Bewußtsein des Menschen erwacht die Natur zum Bewußtsein von sich selbst. Und ohne dieses allgemeine Subjekt in uns, das die Natur selbst ist, wäre uns die Erfassung irgend einer Allgemeinheit, die Zurückführung einer Einzelercheinung auf ihre Art, kurz, jede Begriffsbildung einfach unmöglich. Ist es aber so, dann erwacht uns damit ein Recht auf eine große Zuversicht. Einmal wird es ein Ignorabimus für den Menschen nicht mehr geben. Strebt die Natur mit unserer, der menschlichen Erkenntniß, als mit ihrem eigenen Organ, nach Selbstbe-

wußtsein, so wird sie nicht eher Halt machen, als bis sie dieses Ziel erreicht hat. Der Dank der Natur für den Menschen wird sein, daß er an diesem Wachstum und der Vollendung der Erkenntniß der Natur theilnimmt, — ein Dank, für den er wohl alle „Himmel“ und „ewigen Seligkeiten“, wie sie sich eine kindliche Vorstellung träumte, alle Götter dazu und alle Göttergötzen ohne Nachtheil und ohne Reue auf immer dahingeben kann.

Soden.

Dr. Mathieu Schwann.



Männlich und Weiblich.

Der körperlichen Verschiedenheit der Geschlechter entsprechend, bestehen für sie von vorn herein getrennte Möglichkeiten des Daseins und gesonderte Pflichtenkreise. Der Mann ist physiologisch der gebende, das Weib der empfangende Theil. Als Gebender ist es seine Aufgabe, seinen Besitz — im weitesten Sinn des Wortes — zu schützen und zu wehren; es geschieht im Beruf. Von Jugend auf wird ihm der Berufsgedanke nahegelegt, auf den seine ganze Erziehung hinleitet. Er hat dabei die Wahl zwischen einer reichen Mannichfaltigkeit von Kraftbethätigungen und kann sich mit Rücksicht auf seine ganz individuellen Fähigkeiten und Neigungen entscheiden.

Als der empfangende Theil nimmt das Weib eine andere Stellung ein. Was bei dem Manne nur eine, vom Standpunkt des Kraftverbrauches und Zeitverlustes gesehen, untergeordnete und lustvolle Beschäftigung bleibt, ist für das an sich feiner organisirte und widerstandlosere Weib ein mühevolleres, langwieriges, alle Kraft für große Lebensperioden in Anspruch nehmendes Leiden: die Fortpflanzung der Gattung. Naturgemäß trägt ihre Erziehung dieser Bestimmung Rechnung. Eine denkbar vollständigste Anpassung an das Gegebene wird erstrebt, möglichste Schonung ihrer überschüssigen Kraft anempfohlen. Besser als durch Erfüllung der aus dem ehelichen Zusammenleben erwachsenden häuslichen Pflichten könnte sie nicht verwandt werden. So getrennt die Berufsaufgaben der Geschlechter daher sind, so sehr ergänzen sie einander, da sie sicherlich im Hinblick auf das eheliche Zusammenleben in einer Familie ihnen gegeben sind.

Zu ihrer Lösung ist freilich nicht nur eine gewisse, durch Vererbung und selbstthätige Übung erlangte physiologische Ausrüstung erforderlich; es bedarf auch bestimmter, auf dem selben Wege zu erreichender geistiger und sittlicher Eigenschaften, die zusammen das jeweilige Lebensideal des Geschlechts ausmachen und mit den beiden Kollektivbezeichnungen Männlichkeit und Weiblichkeit benannt worden sind. Trotz ihrer Allgemeinheit handelt es sich hier keineswegs um vieldeutige und unklare Begriffe, als die sie freilich auch gelegentlich gebraucht werden. Achtet man vielmehr im Einzelnen auf den Zusammenhang und die eigenthümliche Färbung ihrer sehr häufigen Verwendung, so ergibt sich ungefähr Folgendes. „Männlichkeit“ ist — immer im Zusammenhang mit der physiologischen Bedingtheit und den aus ihr abgeleiteten Berufsaufgaben der Geschlechter — ein zusammenfassendes Stichwort für die aktiven, „Weiblichkeit“ für die passiven

Tugenden. Männlich ist der weite und auf das Große gerichtete Blick, die Energie bei der Verfolgung eines hohen Zieles, das Handeln nach festen und logischen Grundsätzen, der sich seines Wertes bewußte Stolz, der kühne Muth beim Kampf für die Ehre, beim Troz in Gefahr, beim Schutz der Schwachen, die Ungebeugtheit im Erliegen. Weiblich dagegen ist die Geduld in Allem, pünktliche Gewissenhaftigkeit im Einzelnen, hingebende Sorgfalt für das Kleinste, bescheidenes Zurücktreten, stiller Fleiß und vertrauensvolle Hingabe an den Mann. Gleich hier zeigt sich, wie sehr die Geschlechter in ihren Idealen auf einander angewiesen sind, wie die Lebensharmonie nur durch ihr Zusammenwirken erreicht werden kann, ferner — was bisher nur versteckt durchschimmerte —, wer bei einer werthenden Abschätzung der beiderseitigen Leistungen, wenigstens auf dem intellektuellen und ethischen Gebiet, den Kürzeren ziehen müßte. Denn daß die höchste Ausbildung des Individuellen, die größte Erweiterung des Horizonts, der weiteste Spielraum zur Geltendmachung sämtlicher Kräfte werthvollere und unentbehrlichere Resultate liefern als die Ausbildung vollkommenster Anpassungsfähigkeit bis zu ihren letzten Verfeinerungen, ist trotz dem Darwinismus eine kaum noch bestrittene Wahrheit. Dazu kommt endlich der Umstand, daß die männlichen Tugenden viel weniger auf Vererbung, viel mehr auf Selbstthätigkeit beruhen als die weiblichen: man wird „männlich“, aber man bleibt „weiblich“. Nebenbei sei noch bemerkt, daß keine andere Sprache die Worte „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ in ihrem ethischen Sinn so häufig, so selbstverständlich und ausschließlich verwendet wie die deutsche. Das beweist, wie überzeugt wir von der mit den genannten Begriffen angedeuteten Trennung und von der Prägnanz ihrer Bedeutung sein müssen.

Bis zu diesem Punkt scheint ein Problem nicht vorzuliegen, eine Meinungsverschiedenheit kaum möglich zu sein. Und doch ist wenigstens der Begriff „Weiblichkeit“ seit zwanzig Jahren in Aller Munde und wird hier mit Entrüstung, da mit Begeisterung, dort mit Spott zur Diskussion gestellt. Sollte es Rücksicht der Frauen oder Vorsicht der Männer sein, daß die „Männlichkeit“ dem Kreuzfeuer weniger ausgesetzt ist und in ihrer Heiligkeit weniger bedroht erscheint? Es bleibt gleichwohl empfehlenswerther, den beiden Schlagwörtern zusammen etwas näher zu treten.

Wie wir sahen, handelt es sich um Korrelatbegriffe, die in der Ehe erst vollkommen in einander greifen und den ganzen Reichthum ihrer Fähigkeiten entfalten können. Wo aber nun die Ehe nicht geschlossen wird? Die Fälle mehren sich nicht nur durch das starke Anwachsen des weiblichen Geschlechts, sondern mehr noch durch die sich steigende wirthschaftliche Unfähigkeit der Männer, die Verantwortung eines Familienvaters auf sich zu nehmen, — von der wachsenden psychischen Abneigung beider Geschlechter gegen die Ehe als „Tod der Individualität“ noch ganz abgesehen. Die für die Ehe ausgeparten weiblichen Kräfte und Gaben werden also frei und sind innerlich, meist auch äußerlich, genöthigt, einen „Veruf“ zu suchen. Sie finden ihn zunächst auf Thätigkeitsgebieten, die den Pflichten der Mutter oder Hausfrau benachbart sind: als Lehretinnen, Erziehertinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, kurz: in der Schule, im Hauswesen, im Geschäft. Bald sind solche Verufe überfüllt und die Frauen treten in ihrer Arbeit neben die Männer, in der Hoffnung, durch besondere weibliche Talente die Konkurrenz mit ihnen aushalten zu können. Die Klugen unter ihnen bleiben nun auch da nicht stehen, sie versuchen den Kampf mit dem Mann auf der ganzen

Einie und so wird es bald keine Arbeit mehr geben, die eine Frau nicht eben so gut vornehmen zu können glaubt wie der Mann. Den neuen Lebensaufgaben entsprechend, wandeln sich auch durch Erziehung und Anpassung die erworbenen, ja, sogar die natürlichen Talente der Frau. Sie kann in dem Kampf ums Brot sich nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie zu den ihr eigenthümlichen Eigenschaften, mit denen sie dem Mann voraus ist, sich noch jene anderen hinzuzuerwerben sucht, durch die er bisher einen Vorsprung hatte. Das kann nicht geschehen, ohne bei der Assimilation einen Theil Dessen preisgeben zu müssen, was man Weiblichkeit zu nennen gewohnt war. Man sieht nicht ein, inwiefern zum Beispiel einer Telephonistin demüthige Bescheidenheit nützlich sein könnte, da sie mit schlagfertiger Entschiedenheit viel weiter kommt. Bei einer Studentin könnte „die vertrauensvolle Hingabe an den Mann“ sogar von höchst unangenehmen Folgen begleitet sein; vorsichtige Zurückhaltung ist weit angemessener. Der Begriff Weiblichkeit müßte also, da der Strom der Zeit sich nicht aufhalten läßt, residirt werden, wenn er als Ideal noch feruer gelten soll.

Um die Männlichkeit steht es ähnlich. Zwar hatte der Mann von je her seinen Beruf, aber die fortschreitende Arbeitsteilung hat eine Menge neuer Spezialberufe entstehen lassen, in denen er im besten Fall nur einen Theil, meistens aber kaum so viel, von seinem alten Geschlechtscharakter entfallen kann. Jener Fabrikarbeiter, dessen zehnstündige Tagesarbeit darin besteht, mehrere tausend Nähmaschinen zu durchlöchern, wird mit der Nahrung, Ruth und Stolz zu beweisen, nicht viel anfangen können. Der orientalische Philologe, der seine Lebenskraft einer umfassenden Arbeit über die Vocalisation der toten Sprachen des Ostens widmet, würde für den Begeisterungsruf, seinen Blick nur auf das Große zu richten, ein ironisches Lächeln bereit halten. Beide aber wählten einer Empfehlung weiblicher Pünktlichkeit, Geduld und Sorgfalt zweifellos großen Dank. Bei einem Versuch, die Berufe nach dem Beweis der Männlichkeit zu werthen, würde der Schmied und der Holzschläger obenan stehen, der Offizier und der Turner erst in einer gewissen Entfernung folgen.

Je weiter wir kommen, desto bedenklicher wird das Operiren mit den überlieferten Merkmalen der beiden Begriffe. Man fragt sich nur, wodurch es ihnen möglich bleibt, sich heute noch mit solcher Zähigkeit zu behaupten. Es konnte nur durch eine Veräufelung geschehen, die immer die Bequemlichkeit zum Motiv hat: man nimmt die Symptome für den Zustand, man eliminiert das Moment verdienstlicher Anstrengung und setzt eine Zufälligkeit der Geburt, der sozialen Stellung für sie ein. So gilt es heute als männlich, einen Schnurrbart zu tragen, breite Schultern zu haben, mit Entschiedenheit zu sprechen und zu urtheilen, kein Gefühl zu zeigen, zu rauchen, zu trinken, zu wettern . . . Nicht so umfangreich ist die Skala der modernen Weiblichkeit, will man in ihr nicht einfach die Negation des Männlichen sehen oder Eigenschaften aufzählen, die unbedingt tadelnswert sind. Die Freude am Fuß, an einem kleinen Fuß oder einer kleinen Hand, an ewiger Jugend mag immerhin genannt sein. Größer ist dagegen die — wohl von den Männern aufgestellte — Liste der spezifisch weiblichen Untugenden. Erwähnt seien nur weibliche Logik, Eitelkeit, Schwachhaftigkeit, Reugier, Furcht, Schwäche. Besonders im Hinblick auf Furcht und Schwäche, von denen auch der Mann nicht frei zu sein scheint, hat die deutsche Sprache

eigens das Wort „weiblich“ gebildet, das vorwiegend vom Mann gebraucht wird. Das Gegenstück „männlich“ ist kaum gebräuchlich; es fehlt so gut wie eine Aufzählung spezifisch männlicher Untugenden, ein Mangel, der nicht mehr überrascht, wenn man bedenkt, daß der Mann Jahrhunderte lang sich als einzigen Vertreter seiner Gattung fühlte und Niemandem erlaubte, sein Sündenregister aufzustellen und mit Heranziehung auch weiblicher Eigenart einen Normalmenschentypus zu konstruieren, von dem er sich entfernte hätte. Er gedenkt vielmehr, auch heute noch sich treu zu bleiben, und die Gefahr, daß er „verweibe“, ist im Urtheil der Allgemeinheit nur ein vereinzelter Fall, während das Trängen der Frau aus ihrer bisherigen Sphäre heraus und zu einfacher Menschlichkeit hin als eine Zeitströmung höchst verderblicher Art getadelt wird. Auch dadurch wird bestätigt, daß die Begriffe Männlichkeit und Weiblichkeit weder gleichen Ursprungs noch Alters sind, daß sie nicht immer als Korrelate gebraucht wurden und eine verschiedene Entwicklung durchmachen mußten.

Ohne eine geschichtliche Entwicklung wäre in der That die allgemeine Beliebtheit der beiden Schlagwörter nicht denkbar. Denn wenn sie für unsere Zeit nahezu unbrauchbar geworden sind, so müssen sie doch in irgend einer vergangenen Epoche mit voller Kraft, Frische und Berechtigung existiert haben. Wann Das geschah, läßt sich aus einer Betrachtung des Werthmaßstabes entnehmen, der angewandt wurde, um die Klassifikation der Tugenden in zwei scharf geschiedene Lager vorzunehmen. Dieser Maßstab ist die physische Kraft. Der, dessen Ausrüstung und Beschäftigung sie in die stärkste und vollkommenste Aktion versetzte, war männlich; wer den geringsten Gebrauch von ihr machte, weiblich. Es gab freilich Stufen und Annäherungen auf beiden Seiten, aber eine Grenzscheide schien immer vorhanden. Auch wir kennen heute noch jene Stufen und respektiren diese Grenzscheide, wenn nicht mit dem Verstand, so doch im Gefühl. Oder ist ein Soldat, ein Seemann oder ein Turner nicht männlicher als ein Lehrer, ein Krämer oder Uhrmacher? Ist die Stickerin, die Verkäuferin oder die Zeichnerin nicht weiblicher als die Waschfrau, die Straßenkehrerin oder die Bildhauerin? Uebertragen wir nicht heute noch bestimmte „unmännliche“ Berufe auf mit physischen Defekten behaftete Personen (den buckligen Schneider, den blinden Korbflechter u. s. w.)? Und erscheint uns der spinnende Herkules nicht als eine demüthigende Niederlage der Männlichkeit? Mit der Zeit freilich ist der geistige Werthmesser neben den physischen getreten und beginnt, ihn mehr und mehr zu verdrängen, was sich zum Beispiel in der ungleich höheren, der geistigen Arbeit gewährten Entschädigung ausdrückt. So lange aber die geistige Arbeit sich auf physischer Grundlage vollzieht und zu ihrem Gedeihen eine relative Vollkommenheit körperlicher Veranlagung voraussetzt, so lange wird auch die rein oder vorwiegend physische Leistung noch Bewunderr finden, freilich nur, wenn sie, wie zum Beispiel das Kriegshandwerk oder selbst die Turnkunst, ein geistiges Moment enthält. Die überall zu beobachtende Zunahme der Vergeistigung, wie sie sich in einer Verminderung des Umfanges der Materie zu Gunsten einer Erhöhung der unsichtbaren Kraft oder des Gedankens äußert — man vergleiche zum Beispiel ein ägyptisches Königsgrab mit einem modernen Denkmal, einen Gasessel mit einem Elektrizitätswerk, eine moderne Kriegsausrüstung mit einer antiken —, findet also an der eigenthümlichen Verbindung von Geist und Leib, die der menschliche

Organismus darstellt, ihre Grenze. Das kann uns freilich nicht an der Erkenntnis hindern, daß „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ einer Zeit entstammen, in der der Mann auszog, das Wild zu erlegen und seinen Feind totzuschlagen, in der die Frau ihm seine Felle zusammennähte, kochte und die Kinder säugte. Das sind Eventualitäten, mit denen wir heute nicht so ausschließlich zu rechnen haben. Dabei beide Begriffe sich später stark vergeistigt, so sind sie doch bei einer ziemlich hohen Wertung des Ethischen stehen geblieben. Es ist zum Beispiel noch sehr die Frage, ob die sogenannten passiven Tugenden wie Geduld und Bescheidenheit im Grunde nicht eine Aktivität durch die Ueberwindung natürlicher Neigungen verlangen, die den aktiven Tugenden des Mannes um Vieles überlegen ist. Oder ist es nicht leichter, den wilden Instinkten nachgebend und seiner selbst kaum mächtig, ein paar hundert Feinde als mühevoller Sieger ums Leben zu bringen, als ein ganzes Dasein hindurch die Tugenden seines Mannes schweigend zu ertragen?

Wenn nun die alte Auffassung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ durch die völlig veränderten Zeitverhältnisse (Ehe, Berufswahl, Beschäftigung) unhaltbar geworden ist und diese korrelativen Begriffe nach ihrer ethischen Seite keineswegs den Gegensatz darstellen, den man ihnen andichtete, so daß sie in ihrer heute beliebten Veräußerlichung den Fluch der Väterlichkeit verdienen, dann scheint es gerathen, sie völlig aufzugeben. Aber eine geschichtlich überkommene Betrachtungsweise läßt sich durch Dekrete nicht abschaffen; sie wandelt sich, aber sie läßt sich nicht ums Leben bringen, und Dessen, der mit ihr nicht paktiren mag, spottet sie mit der ihr eigenthümlichen fröhlichen Verknüpfung. Suchen wir ihr also eine werthvolle Seite abzugewinnen. Eine solche scheint sich in dem physiologischen Unterschied der Geschlechter zu bieten, der durch alle Wandlungen ihrer Lebensaufgaben und -Anschauungen hindurch der gleiche geblieben ist. Ihm muß offenbar auf geistigem Gebiet irgend eine analoge Verschiedenheit entsprechen; womit freilich noch nicht gesagt ist, daß diese an jene unbedingt gebunden wäre. Gar oft nämlich beruhen die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Weib nicht auf der qualitativen physiologischen Verschiedenheit, sondern auf dem einfachen Quantitätsunterschied der physischen Kraft. Ein zart gebauter, fein gegliederter, einer geistigen Beschäftigung beflissener Mann wird immer für das allgemeine Urtheil etwas Weiblicheres haben als eine große, starke, von ihrer Hände Arbeit lebende Frau. Eine Verminderung der „Materie“ am Menschen pflegt seine Geistigkeit, so weit sie Nahrung und Uebung findet, zu erhöhen: das für den Einzelnen ausgelegte Quantum an Leistungskraft wird gewissermaßen von dem einen her gemeinsam zu verfolgenden Ziele, dem körperlichen, abgelenkt und wendet sich dem geistigen mit einer (freilich ziemlich beschränkten) Ausschließlichkeit zu, um durch eben diese Konzentration Höheres zu erreichen. Der physiologische Unterschied zwischen Frau und Mann ist durch diese Betonung einer nur quantitativen Verschiedenheit in einzelnen Punkten freilich keineswegs aus der Welt geschafft. Der Gegensatz von Aktivität und Passivität oder Produktivität und Rezeptivität bleibt auch im Geistigen, wenn auch mit vielen Einschränkungen, bestehen; er allein giebt den Bezeichnungen Männlichkeit und Weiblichkeit noch eine Spur von Bedeutung. Auch wenn der Frau die letzten Entwicklungsmöglichkeiten erschlossen sein werden: sie kann wohl doch nicht zu dem Grade völliger individueller Schöpferthätigkeit gelangen, die der Mann, oft unter ungünstigeren

Umständen, erreicht. Die Frau steht dem Gattungsmäßigen, der Tradition, dem Allen Gemeinsamen bedeutend näher als der Mann und sie wird in der Mehrzahl der Fälle gar nicht den Drang empfinden, aus dieser Gemeinsamkeit zu scheiden. Nicht Wenige verspüren ihn heute zwar bis zu einem ziemlich hohen Grad. Sie verlassen das Haus, besuchen Gymnasien und Universitäten, durchlaufen mit dem größten Erfolg sämtlichen Prüfungen und stehen neben dem Mann in dem geistigen Berufen als gefährliche und werthvolle Mitarbeiter. Aber mit dem letzten Gemeinsamen zu brechen, allein zu stehen im Schaffen als Künstler oder Denker: Das fällt doch nur ganz Wenigen ein; und Diese bringen es über einen gewiß ehrenvollen „Achtungserfolg“ nicht hinaus. Man wird mir einwenden, dazu fehlten noch die nöthigen äußeren Bedingungen; mit ihnen würden diese Mängel als Axiomismen einer entwickelungsfeindlichen Zeit schwinden. Diese Hypothese kann gewiß nicht bestritten, natürlich aber auch nicht bewiesen, sondern ihrer prophetischen Natur gemäß nur abgewartet werden; sie hörte sonst auf, Hypothese zu sein. Bis dahin aber kann das vorhin Behauptete sich zwar kaum widerlegen lassen und man wird, ohne fehlzugehen, mit einer weiblichen Veranlagung den Begriff eines Mangels an originaler Schöpferkraft, an völliger geistiger Selbständigkeit und Eigenart der Gedanken verbinden. Finden wir aber darum diesen Mangel, dem wieder ganz bestimmte Vorzüge entsprechen, etwa nur in dem weiblichen Geschlecht? Oder wird nicht vielmehr die kaum durchgeführte saubere Trennung unserer Begriffe von Neuem durch zahlreiche sie überbrückende Zwischenstufen aufgehoben? Ist nicht einer großen Zahl geistig arbeitender Männer das schöpferische Talent im enghen Sinn des Wortes eben so ver sagt und thäte man nicht gut, Alle, deren Arbeit meist im Nachschaffen, im Verbinden und Anpassen des Gegebenen, im Ausbeden schon vorhandener Zusammenhänge, im Formuliren längst wirksamer Gesetze besteht, weiblich veranlagt zu nennen? Und haben auf der anderen Seite die wirklich schaffenden Frauen die Grenze eben dieser Weiblichkeit nicht überschritten? Mit der Anerkennung dieses Thatbestandes, zumal wenn man noch die Zweideutigkeit des Begriffes „schöpferisch“ in Betracht zieht, wäre auch dieser letzte qualitative Unterschied in einen quantitativen aufgelöst und wir hätten damit nur einer beherrschenden Tendenz des modernen Denkens unseren Tribut gezahlt.

Das Resultat unserer Analyse ist, wie man sieht, unerschrocken. Man steht vor einem schier unentwirrbaren Anäuel von Wahrheit und Irrthum, Scharfsinn und Gedankenlosigkeit, gründlicher Ueberlegung und sinnlosem Gerede. Ein ruhiges Wägen jener gegensätzlichen Bestandtheile läßt die Schale meist zu Gunsten der Thorheit sinken und erst eine geschichtliche Betrachtung vermag das Recht jener Begriffe einigermaßen wiederherzustellen. Ehe die uralte Frage nach der Verschiedenheit und Gemeinsamkeit von Mann und Weib nicht beantwortet ist, wird Niemand sagen können, was unter „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ objektiv zu verstehen sei. Man begnüge sich daher, zu erkunden, was Dieser oder Jener sich darunter vorstellt.

Tour-de-Peilz (Genfer See).

Dr. Eduard Blaghoff.



Darmstadt.

Die Ausstellung der darmstädter Künstlerkolonie ist im Mai eröffnet worden. Die Idee war glänzend. Der junge Großherzog hat eine Anzahl junger deutscher, namentlich in den gewerblichen Gebieten thätigen Künstler in seine kleine Residenz berufen und gab ihnen unter günstigen Bedingungen Gelegenheit, sich auf einem schönen Terrain, der Mathildenhöhe, eigene Häuser zu bauen. Die Künstler suchten sich geeignete Unternehmer und Fabrikanten, um ihre Häuser nach ihren Ideen zu schmücken und einzurichten, und fanden überall entgegenkommende Hilfe. So entstand ein halbes Duzend moderner Häuser. Um sie gruppirt man noch eine Anzahl anderer, theils fester, theils nur der Ausstellung dienender Bauten, ein Ateliergebäude, ein Theater, eine Ausstellungshalle. Material genug, um das Experiment in wünschenswerthem Umfang auszuführen. Als Ausstellung ist die Veranstaltung einzig und dürfte in der Geschichte des Ausstellungswezens zählen; ob sie dagegen das Niveau des heutigen gewerblichen Schaffens wesentlich erhöht, ist eine andere Frage. Der Einwurf, daß Vieles mit den selben Mitteln besser sein konnte, soll aber nicht die Freude schmälern, daß Solches überhaupt möglich geworden ist, und der Fürst verdient allen Dank, der als rare Ausnahme unter seinen Standesgenossen für Zwecke dieser Art eigenes und thätiges Interesse bewiesen hat. Für den Deutschen, der nicht in Deutschland lebt, war es — ganz abgesehen von der künstlerischen Bedeutung der Sache — merkwürdig, diesen Fürsten bei einer menschlichen Beschäftigung zu sehen, einen wirklich Regirenden, den man sich nur mit der Krone oder allensfalls dem Helm vorstellt, als Menschen unter Menschen, jung, schön, intelligent, mit einer jungen, schönen, sehr vornehmen Frau zur Seite unter jungen, intelligenten Menschen . . .

Man gewöhnt sich hier in Paris so sehr an die Republik; die Berührung mit den ersten uniformirten Zollfrigen an der Grenze läßt Einen sonst immer schon in Herbsthal die republikanische Verfassung preisen. In Darmstadt kam man sich auf einmal wie im Märchen vor, in dem idealen Reich mit dem guten König, mit all der wunderherrlichen Poesie, gegen die jede Republik wie ein schmutziges altes Weib erscheint. Dieser Eindruck war besonders stark bei der Eröffnungsfeierlichkeit. Es war ein wunderbarer Waimorgen, strahlende Sonne nach langen pariser Regentagen; man sah noch nichts Rechtes von der Ausstellung, nur gepuhte Menschen, gepuhte Häuser, Blumen, Bäume, lechzendes Grün und überall Sonne.

Pldglichs erscholl in der Luft — es war von dem Dach eines der Künstlerhäuser; wenn man hinaufblinzelte, sah man einen kleinen Mann, der steil wie eine Blitzableiterstange einen Laktstod in die Höhe hielt —

erscholl eine prächtige Fanfare, Hörner, wie früher bei den Turnieren, gleich darauf fiel eine zweite Fanfare von dem zweiten Künstlerhausdach ein, gleich eine dritte von dem dritten, sie schmetterten lange prächtige Takte, das Herz schlug Einem in der Kehle dazu; und dann auf einmal begann sich das breit auf der Höhe liegende Haus aufzuthun, und so gut man zwischen den Menschen hindurch sehen konnte, stieg ein Chor von geschmückten Männern und Frauen mit wallenden Locken, in wallenden Gewändern, langsam die Höhe hinab und stimmte das Festlied an. Großartig, zum Heulen schön! Vielleicht, weil man nicht genau sehen konnte, weil man nur hier und da Etwas flimmern sah, am Schönsten vielleicht, weil man von der Arbeit kam, von dem lafterhaften Geschaufte, aus all dem ekelhaften pariser Kram —: Deutschland, Deutschland über Alles!

Und dann kam der alte, würdige Priester im prächtigen Goldgewand aus dem Chor hervor und hielt was Glänzendes in den emporgeredten Händen und sang mit tiefer, getragener Stimme Etwas vom Sinnbild neuen Lebens, neuer Zeit. Der Chor fiel ein, die Fanfaren schmetterten dazwischen, wieder erst einzeln, dann von den anderen Dächern, der kleine Mann auf dem Dach im Hintergrund schwang seinen Blitzableiter wie eine Kirchturmspitze, Alles dehnte sich in Einem vor Begeisterung: nun mußte der große Moment kommen; man hatte keine Ahnung, was, es war ja auch ganz gleichgültig . . . Aha: der Großherzog mit seiner Frau. Langsam schritten sie zu dem großen Haus hinauf, wo der Chor wieder verschwunden war. Es war eine wahre Augenweide, die beiden schönen Menschen zu sehen; nur hätten sie auch so schöne, ja, noch schönere, die schönsten Gewänder anhaben müssen und Kronen auf den Häuptern, echte, strahlende Kronen von Gold und Edelstein; und dann — Das war das Fatale —: sie hätten allein sein müssen, höchstens ein paar Pagen zum Schlepptragen dahinter. Hier aber kam die „Suite“, Lieutenants in Uniform, sogar Generale . . . O Gott, es war ein dicker General darunter mit einer rothen Nase, einem Sack voll Orden und einem Monocle! Er hätte im richtigen Kostüm ganz spaßig gewirkt, aber er schwiigte so preussisch unangenehm. Nie habe ich Etwas so gehaßt wie diesen General . . . Ich sah ganz deutlich unter seinem bestennten Waffenrock, selbstverständlich ganz unterthänig, nur unter Kameraden oder der lieben Ehehälfte gegenüber, die Rehrseite dieser schönen Geschichte; ich hörte förmlich, wie er seiner Generalin erzählte, daß ihm diese unmilitärische Parade ein wahrer Gräuel gewesen, daß er königliche Hoheit — königliche Hoheit haben natürlich nur zu befehlen — einfach nicht begriffe: Diese Kunststöße, diese . . . ehem! Künstler! Wohin soll Das führen!

Und entgeistert fand ich plötzlich, daß diese Fanfaren in verdächtiger Weise an Bayreuth erinnerten, daß das Gesänge ziemlich unklar gewesen war und der alte Priester wie ein Blödsinniger ausgesehen hatte.

Man muß aber mit der Begeisterung umgehen wie mit der Liebe und die Kunst besteht darin, wenn man eine hat, sie zu behalten; und so gedachte ich, mich an den Schätzen der Ausstellung weiter zu begeistern. Das war nun nicht gleich möglich; und hier kam der zweite Stoß. Vor jedem der Kunsthäuser stand ein uniformirter Mensch und brüllte, wenn man hinein wollte. Bei dem dritten Haus, bei dem ich abgewiesen wurde, liebte ich die Republik schon wieder so, daß ich beinahe eingesperrt worden wäre. Die ganze Veranstaltung schien angelegt, den Zweck der Eröffnung möglichst zu verschleiern; und wenn ich nicht froh gelogen und mich für einen Lieutenant in Civil ausgegeben hätte, wäre ich abends vermuthlich wieder abgereist, ohne irgend Etwas gesehen zu haben. So kam ich denn doch in ein paar Häuser hinein.

Der Gesamteindruck der Ausstellung rührt von Olbrich her, dem nach Darmstadt verpflanzten Wiener, und ist wiener Sezessionsstil. Olbrich ist sicher der Talentvollste der jungen Wiener; er verkörpert das Grazie-Spielerische der Leute an der Donau, die sich mit Kunst beschäftigen. Es ist dort jetzt bei Hofmann und Moser die sehr ernsthafte Tendenz vorhanden, aus dem Gschnas eine ernstere Männlichkeit herauszukristallisiren, und man konnte annehmen, daß Olbrich die Verpflanzung unter einen nördlichen Himmel gut thun und ihn in die selbe Richtung drängen würde. Das ist leider mißglückt. Olbrich hat den bequemeren Weg vorgezogen, den Darmstädtern den Sezessionsstil zu bringen; er kam sich offenbar wie der Großstädter in einem Dorf vor, der den Bauern zeigen wollte, was in der Stadt Mode ist. Damit wird den Darmstädtern wenig geholfen; wenn die Sezession in Wien motivirt ist, so gehört sie noch lange nicht in die einfache Art der heftlichen Städtchen, die, ob modern oder nicht, auch ihren Stil haben und sogar einen, der durchaus nicht unsympathisch zu sein braucht. Und wie es sehr oft im Lustspiel dem Städter mit den Bauern ergeht, hat Olbrich die wiener Mode in seinem Eifer noch übertrieben. In den Ausstellungsbauten herrscht eine wahrhaft indianische Linienphantasie, einfach, aber recht geschmacklos; man sieht da Strebepfeiler, die an Tomahawks erinnern; die Bauten am Portal, namentlich aber ein unendlich blaues Blumenhaus, sind wilde Möbel, die der böseste Späzmacher nicht besser erfinden könnte, um die Modernen zu parodiren. Das ist das Schlimme: die Widersacher werden sich an diesen im offiziellen Nimbus erscheinenden Dingen festbeißen und leichtes Spiel haben; denn diese Dinge sind nicht um ein Haar besser als aller alte Stiltschwindel. Das Theater sieht wie eine Scheune aus, die man an den Seiten mit ein paar verrückt profilirten Brettern mit dem Boden verankert hat; wie gesagt: Tomahawksstil. Gott bewahre uns davor, daß solcher Unfug populär wird! Ich sehe jetzt schon große öffentliche Gebäude à la Sezession; schon heute merkt man, daß gerade dieser pseudomoderne

Stil acceptirt wird. Sollte es so weiter gehen, dann möchte man alle guten Geister rufen, auf daß der Besen wieder Besen wird und die Künstler zu ihren Staffeleien zurückkehren.

In den festen Künstlerhäusern Olbrichs ist viel hübsche Einzelheit, aber auch nicht mehr. Man erneuert nicht die Architektur, indem man an irgend einer Stelle der Fassade ein Buchornament schablonirt oder ein paar hübsche Ofenkacheln klebt. Der Grundriß, die Raumvertheilung ist nicht immer überzeugend. Neben einzelnen netten Erfindungen, an denen es Olbrich nie fehlt, findet man ganz dilettantische Verbauereien. Offenbar war Olbrich die Aufgabe zu groß. Da außer dem Haus des Professors Behrens der architektonische Theil aller Bauten von ihm herrührt, wäre in der That viel für ihn zu thun gewesen, wenn Alles hätte gut werden sollen. Bei den Häusern für den Bildhauer Habich und für den Maler Christiansen haben die sie bewohnenden Künstler ihr Theil in Einzelheiten dazu gethan. Bei Habich, einem unserer talentvollsten Bildhauer für Kleinskulptur, ist es geglückt; überhaupt gehört dieses Haus mit zu den besseren Bauten Olbrichs. Bei Christiansen ist diese Zusammenarbeit zu einer wahren Katastrophe geworden. Der Maler hat seine Hauptfassade als Veranlassung genommen, eins seiner beliebten Plakate in Menschengröße von sich zu geben, Adam und Eva im Frühling der deutschen Dekorationsmalerei und in recht üblen, grellen Farben. Es war ein schlimmer Griff, gerade diesen behenden Jünger der Mufen nach Darmstadt zu nehmen, der zu seiner Bedeutung im modernen Gewerbe gelangt ist wie manche keusche Jungfrau zu ihrem Erstgeborenen. Seine Art würde sich wohl zur Dekoration gewisser in Deutschland bis heute von der Kunst noch recht vernachlässigten Häuser eignen, aber diese Häuser werden leider noch nicht als gemeinnützige Unternehmen erachtet, die offiziell von deutschen Fürsten subventionirt werden können.

Alles ginge an, wenn die Kolonie nicht mit so ungeheuerlichen Aussprüchen aufräte. Man muß die pyramidalen Einladungen lesen, mit denen die Künstler Deutschlands gebeten wurden, die Kunstausstellung der Kolonie zu besichtigen. So fordert man die Namen Michelangelos und Raffaels in ein Pantheon der Unsterblichkeit. Wenn man nachher das Dugend Bilder betrachtet, die auf diese Weise zusammengetrommelt wurden, muß man lachen. Die Prospekte sind in einer tadellos gedruckten Literatur gehalten, mit der verglichen unsere Erlasse zur Gründung des „Pan“ seligen Angebensens wie gemeinste Gerichtssprache erscheinen. In dem Hauptkatalog der Ausstellung hat das Bestreben der Kolonialkünstler, Alles selbst zu verfertigen, auch schon die Kritik zu den Werken geschrieben, so daß Unsererem kaum noch zu thun bleibt. Diese Kritik vollzieht sich in einer poetischen Form, nach der man vermuthen darf, daß außer den sieben bildenden Künstlern

auch eine Dichterin, Friederike Kempner, der Kolonie als stille Genossin beigetreten ist. Christiansen schreibt, nachdem er konstatiert hat, daß Alles in seinem Hause — bis auf das kleinste Nachtsöpfchen — nach seinen Ideen und Werkzeichnungen verkörpert worden ist: „Es ist groß geworden, dieses Haus, und reich, größer und reicher, als ich es selbst mir geträumt“ . . . Daß Du die Motten kriegst! Und als Einleitung druckt er über das Ganze in handschriftlicher Type ein Gedicht, dessen letzte Strophe also lautet:

Schwebendes Meer, Himmel so fern,
Ewiges Rond, ätherischer Stern,
Große Sonne, großes Schuen,
Euch mein Jauchsen,
Meine Thränen.

Wie richtig hat er erkannt, daß „Jauchsen“, wenn auch orthographisch nicht ganz unanfechtbar, so doch sinnbildlich am Platz ist!

Das Beste im Katalog bietet Olbrich. Jedes Zimmer ist eine Perle.

„Das grüne Gastzimmer

Ein Raum, der einem frischen Morgen gleicht.

Ein kleines Fenster gegen Osten, um zeitig früh die Sonne in quadratischer Form auf Tisch und Teppich liegen zu haben . . .“

Wer vermag die Empfindungen des Gastes wiederzugeben, wenn er zeitig früh die Sonne in quadratischer Form auf Tisch und Teppich liegen hat?

Ober:

„Das Wohnzimmer eine schwarz-weiße Zeichnung. Dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben, war Motiv für Alles. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit sollten hier empfunden werden. Einen Vorhof gleich, von dem aus man zur Ruhe geht. Weißes Kinnen, weiße Holzger ohne prunkvollen Zierrath spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Die Raumpoesie wollte ich hier in einfachster Form zur höchsten Wirkung bringen.“

Tu parles! würde der Franzose sagen.

Auch ich hatte eine stille Freude in diesem Wohnzimmer: ich sah meinen dicken General mit dem Saak voll Orden und dem Monocle wieder. Er schwigte nicht mehr, er war sozusagen in die Poesie des Raumes aufgelöst. Die Generalin hing an seinem Waffenrock und er las ihr mit der am Schlachtgetümmel gehärteten Stimme die citirten Zeilen vor. Worauf ihn die Generalin erregt fragte: Aber wo ischt denn das Bettche?

Eins ist gut: daß man neben Alledem eine ernsthafte Sache sieht, etwas in seiner Art Vollkommenes, das ganz allein die Reise lohnt und den Gesamteindruck entscheidend beeinflusst: das Haus von Behrens. Behrens ist von einem dem Olbrichs gerade entgegengesetztem Prinzip ausgegangen. Er verzichtete darauf, seine Originalität durch eine in Einzelheiten auffallende Fassade zu beweisen, sondern prägte seine Art in ein paar großen Linien

aus, ohne im Uebrigen ganz aus der deutschen Tradition des gebiegenes bürgerlichen Wohnhauses zu fallen. Das ist sehr wohlthuend, wie es selbstverständlich ist. Ein geschmackvoller Mensch wird sich bei der Gestaltung des äußeren Hauses eben so diskret verhalten wie in der Wahl seiner Kleidung und Auffallen vermeiden. Auch wird ein Haus immer aus geraden Mauern, Fenstern und einem Dach bestehen müssen, wie ein Stuhl immer vier Beine haben muß. Je natürlicher man diese aufgezwungene Konvenienz hinnimmt, desto besser. Behrens verwendet vor Allem tadelloses Material. Er hat den Backsteinbau gewählt und erzielt eine hübsche dekorative Wirkung dadurch, daß er die vertikalen Hauptlinien seines Hauses durch glasierte Verblendsteine hervorhebt. Diese sind dunkelgrün, sie stehen vorzüglich zu dem rothbraunen Ton des übrigen Mauerwerks. Das Ganze macht einen überzeugend würdigen, ernsten Eindruck.

Im Innern dagegen ist mit schönen, starken Effekten nicht gespart. Schon die Raumvertheilung ist glücklich und originell gelöst. Mit einem relativ geringen Flächenraum ist selbst eine gewisse Leppigkeit erzielt, die den Bewohnern das moderne Mittel giebt, sich ad libitum zu separiren. Der schönste Raum ist ein Musikzimmer, dessen Wände der Akustik und dem Farbeffekt zu Liebe mit blauer Glasmosaik belegt sind. Dazu schöner grauer und rother Marmor, am Boden Holzmosaik, die Möbel in schwarzem Holz mit Intarssen, die Decke vergoldet, die Schiebethür nach dem nächsten Raum in getriebener Aluminiumbronze. Dieser nächste Raum ist das Esszimmer. Hier ist Alles hell gehalten, der mosaiksteinerne Fußboden mit hellen Fellen belegt, die Möbel weiß lackirt. Zu diesem Weiß paßt prachtvoll das Silber der Stuhldecke des Plafonds, der Beleuchtungskörper, der Beschläge, endlich des Bestecks und des wunderschönen, Silber auf Weiß decorirten Porzellanservices. Einfacher, aber mit der selben Sorgfalt in der Wahl der Materialien, sind die anderen Zimmer gehalten, Alles tadellos gearbeitet, praktisch, vernünftig. Ein starker individueller Zug geht durch das ganze Haus und alle Einzelheiten, die mit handwerkmäßiger, aufs Kleinste, aber auch aufs Große gerichteten Liebe geschaffen sind, ein männliches Pathos, das natürlich wirkt, sehr ernst vielleicht — man fühlt den Hamburger —, aber nie abstoßend. Es ist eben die Sprache des Menschen Behrens, ein Ausdrucksmittel seiner Art, die nur von Deutschen — fast möchte man sagen: von Norddeutschen — ganz geschätzt werden kann, gerade deshalb erfreulich; vielleicht die erste ganz moderne, ganz deutsche größere Schöpfung, die sehr große Versprechungen für die Zukunft enthält. Wie Alles, was Behrens in diesem Hause gemacht hat, auf eigenen Füßen steht, so auch sein Ornament, das nicht wenig zu der Vertiefung des Eindruckes beiträgt. Es besteht aus einfachen, rein geometrischen Linien und beweist, daß man auch

ohne das bis zum Ueberdruß grassirende belgische Ornament ein Ding gefällig schmücken kann. Die lächerlich übertriebene Bedeutung des Ornamentes, das letzte Symptom unserer nicht auf dem Wege der Architektur, sondern dem der Malerei vollzogenen gewerblichen Entwicklung, in dem sich der Eigendünkel des Malers ein letztes handschriftliches Zeichen zu erhalten sucht, wird an diesem Beispiel auf seine richtige Bedeutung zurückgeführt. Es kommt eben gar nicht auf das Ornament an — man versteht nicht, wie die Intelligenz van de Velde's in seinem ausgezeichneten Buch über unsere neue Renaissance so viele Worte daran verschwenden kann —, sondern lediglich darauf, wie man es verwendet. Keger behaupten, daß man es sogar ganz entbehren kann; jedenfalls gehört es zu den künstlerischen Gaben, die nur in homöopathischen Dosen verwendet werden sollten.

Die anderen Künstler der Kolonie haben in dem gemeinsamen Ateliergebäude ihre Sachen ausgestellt. Hier findet man sehr hübschen Schmuck von Büsch, Boffelt — von Diesem auch eine größere Sammlung von Plaquetten und Medaillen — und Huber, von dem auch ein großer Theil der hier und in verschiedenen Villen verwandten Möbel stammt. In dem Atelier von Behrens interessieren, außer hübschen einfachen Schmucksachen, namentlich die typographischen Arbeiten des Künstlers. Er hat eine Behrens-Type geschaffen, die, wie man an dem Druck des Festspieles sehen konnte, namentlich für Pracht-Druck glänzend geeignet ist.

Man erkennt an diesen paar Beispielen schon die Mannichfaltigkeit der Bestrebungen der Kolonie. Hätte die Anordnung der Ausstellung, die etwa an die Organisation eines polnischen Noßmarktes erinnerte, eine größere Uebersichtlichkeit gestattet, so hätte schon diese Vielseitigkeit imponirt. Man hat kein Gebiet unbrachtet gelassen: Textilindustrie, Schneiderei, Glaserei, Keramik, Metallindustrie, Buchgewerbe, ja sogar Kinderspielzeug, moderne Puppen (von Frau Lilli Behrens), Alles, was man sich nur erdenken kann, ist vertreten, — die reine Kunstkolonialwaarenhandlung.

Die größte Ueberraschung aber brachte der Abend, das Theater. Die Stimmung war auf dem gewissen toten Punkt angelangt, bei dem man nicht weiß, ob man sich freuen oder ärgern soll; man hatte mancherlei Gutes und vielerlei Schlechtes genossen; ein großer Effekt konnte Alles retten.

Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß auch im Theaterwe'ren die Kolonialkünstler eine unerschrockene Originalität zu äußern versucht haben. Auch hier merkte man den Schatten Dürcks. Es blieb ein Schatten in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ich habe nie etwas Dunkleres, Traurigeres gesehen. Wer den modernen Dramen Mangel an Handlung vorwirft, muß nach Darmstadt. Im Vergleich zu den Vorgängen auf dieser Sejessionbühne ist aller Naturalismus auf dem Theater von geradezu rasender

Lebendigkeit. Erst stieg eine festlich gekleidete Jungfrau langsam von der sehr hübschen Shakespearebühne ins Publikum herab, wandelte hindurch, langsam, feierlich, etwa in dem Tempo einer vierversigen Strophe per Schritt, und begrüßte die Gelegenheit. Dann kamen kleine Stücke, und zwar abwechselnd eins von Goethe, dann eins von einem darmstädter Dichter, dessen Name mir entfallen ist. Dieser Dichter war Träger des erwarteten Effektes. Ich habe nur ein Stück ausgehalten. Ein Mädchen und ein junger Mann sitzen an einem Tisch einander gegenüber und reden. Der Mann erzählt von der Stille, die einen Ton hat, den er hört, mit dem er alles Mögliche anfängt. Das Mädchen hört auch den Ton der Stille, macht auch alles Mögliche damit und redet, redet, redet. Die Beiden kamen mir vor wie eine Parodie aus der vierten Dimension auf Hauptmanns „Einsame Menschen“, eine Art spiritistischen Naturalismus; ich hatte die schwankende Vorstellung von der Möglichkeit eines Astraldramas, unsäglich dunkel, unsäglich erhaben, unsäglich...

O Gott! Gerade als der Ton der Stille auf der Bühne verhandelt wurde, sah ich meinen lieben General wieder mit dem Sack voll Orden und dem Monocle. Da der Großherzog und seine Gemahlin dem Spiel ihre Aufmerksamkeit schenken, mußte auch er so thun. Ich werde nie die Augen vergessen, mit denen er das Mädchen und den Jüngling auf der Bühne betastete. Ein richtiger General als Pathe bei der Lausung des Astraldramas. Er war nicht der einzige; die ganze Suite war wieder da, die Lieutenants, die Hofchargen u. s. w. Alle starnten ernst und erhaben in den Schatten der Astralbühne.

Es ging etwas Großes in mir vor in diesem Augenblick. Ich sagte, wie nie zuvor, die Macht des monarchischen Gedankens, ich verstand Alles, ich bewunderte, und wenn es die Etiquette erlaubt hätte, hätte ich applaudirt.

Draußen wartete Richard Dehmel auf mich. Er kam mir nach dieser Sache bedenklich in Civil vor. Weißt Du, sagte ich ihm, Du bist ja schließlich auch Dichter, aber dahin wirst Du es nie bringen. Dieser Colonialdichter hat verstanden, sich ein andächtiges Publikum zu verschaffen, das ihm zuhört. Es verstand vielleicht die Geschichte mit dem Ton nicht, aber es achtete sie. Du hättest nicht in Pankow geboren sein dürfen. Das war beinahe talentlos. Wenn Napoleon in Pankow geboren worden wäre, hätte er es nie so weit gebracht. Dieser Dichter aus Darmstadt wird zwei Monate lang die Geschichte mit dem Ton vortragen; und dann wird er existiren. Das ist enorm. Es werden Leute in dieses Theater kommen, die nicht zur Suite gehören und trotzdem andächtig zuhören, weil der Mensch ein Herdenthier und von Natur gefällig ist. Man wird ernst bleiben wie bei einem Begräbniß oder ähnlichem Anlaß. Und wie man beim Begräbniß aus Langeweile über den Verstorbenen nachdenkt und schließlich gute Qualit-

täten an ihm entdeckt, wird man zuletzt auch in dieser Dichtung Werthe finden. Oder glaubst Du etwa, daß es irgend eine Dichtung geben kann, in der nicht Werthe zu entdecken wären? Man wird sie entdecken; und Das ist ein großes Glück für Dich; denn wer weiß, ob, wenn dieser Dichter erst zum vollen Verständniß gelangt ist, nicht auch Du einmal die Ehre hast, hier gastiren zu dürfen . . .

Und diese Erwägung scheint mir der ganzen Ausstellung gerecht zu werden. Es mag unzufriedene Leute geben, die nicht begreifen, warum der Großherzog, statt Olbrichts nicht van de Velde berufen hat und warum man es, statt mit Christiansen, nicht mit Bruno Möhring versuchte. Es wäre vermuthlich schöner geworden, ja, man kann sich sogar, obwohl Das in Deutschland schwer fällt, eine Idealkolonie von Leuten vorstellen, die sich friedlich vertragen hätten; denn was dieser Kolonie am Meisten geschadet hat, war der Mangel an gemeinsamen, intensiven Sympathien.

Es geht auch so. In Darmstadt wird mancher kleine Werth erkannt werden, der das Verständniß des Größeren erleichtert. Wenigstens ziemt es einer schönen Seele und der Sympathie für den großmüthigen Fürsten, Solches zu hoffen.

Paris.

Julius Meier-Graefe.



Des Kanzlers Kuß.

Entsinnen Sie sich jenes Augustabends im Hotel Britannia in Trondhjem nach der Rückkehr von einem Ausflug zum Ver-Fall, wohin sich die ganze Touristenchaar in Wagen und Karriols begeben hatte? Entsinnen Sie sich ferner, wie ein unholdes Schicksal uns bei der Table d'hôte neben eine Börsenmaklerfamilie aus Altona versetzte, deren sämtliche Mitglieder unerschrocken die Messer in den Mund steckten? Bei dieser Gelegenheit erklärten Sie ganz kategorisch, alle Deutschen seien gräßlich. Das finde ich zwar nicht; aber am Tage darauf sollten unsere Wege sich trennen, da ich hinüber nach Storli wollte. Um also nicht Veranlassung zu einem Wortkampf am Schluß unseres Beisammenseins zu geben, vermied ich wohlweislich, den hingeworfenen Dandischuh aufzunehmen, und blieb so stumm wie die Seezunge, die ich aß.

Da fuhren Sie fort: „Aber einen Deutschen hat es doch gegeben, den ich lieben und bewundern werde, so lange ich lebe!“

„Und Der ist?“

„Bismarck!“

Ich war wirklich ein Bißchen verblüfft, denn ich hatte nicht gerade vermuthet, daß der „Eiserne Kanzler“ das Ideal anderer jungen Mädchen wäre als etwa der semmelblonden deutschen. Eher hätte ich noch erwartet, Sie Hein-

rich Heine oder Paul Deppe oder schlimmsten Falls einen der unzähligen Feldtenore mit Umlegefragen und Absalonshaar nennen zu hören. Aber ich bekam sogleich die Erklärung, da Sie geheimnißvoll flüsterten:

„Sehen Sie: Fürst Bismarck hat mich einmal geküßt . . einst, als ich ein ganz, ganz kleines Mädchen war und mit Papa und Mama in Rißingen weilte.“

„Was Sie sagen! Hat Bismarck Sie wirklich geküßt? Aber dann sind Sie ja fast eine historische Persönlichkeit und verpflichtet, es mir zu erzählen!“

Und als wir dann endlich draußen auf dem Balkon beim Kaffee saßen, fern von den Tischmessern der altonaer Herrschaft, erzählten Sie die Geschichte vom Anfang bis zum Schluß, wie ich sie hier nachzuerzählen versuche:

Mrs. Bernons Gesundheit war immer schwankend; deshalb hatte der Vater alle möglichen Aerzte konsultirt und war mit ihr in alle denkbaren Kurorte gereist, wo er sie gesunden zu sehen hoffte. Aber die ausländischen Heilquellen übten eigentlich nie eine sonderliche Wirkung, denn sie war eine geborene Hochländerin und sehnte sich ständig nach Schottlands Bergen zurück. Doch wollte sie nicht merken lassen, wie schwach und mitgenommen sie durch ihr Leiden war, denn sie war eine der stolzen und stillen Naturen, die immer zu lachen suchen, weil sie die mitleidigen Händedrucke Anderer fürchten.

Schließlich verordneten die Aerzte eine Kur in Rißingen. Sie selbst hatte freilich wenig Lust, zu reisen, denn sie war dieses ewigen Umherwanderns in Europa herzlich müde und noch mehr des nervösen Jagens nach einer Genesung, auf die sie kaum noch hoffte. Aber ihre Eigenschaft als Gattin und Mutter nöthigte sie, Alles zu versuchen; so wurde die Reise denn unternommen.

Eines Tages springen und spielen Sie vor dem Kurhaus mit anderen zehnjährigen kleinen Mädchen herum, darunter ein paar von der schlanken, geschmeidigen Sorte in kurzen weißen Kleidchen und mit langen schwarzen Beinen, klaren Augen und reichen, fliegenden Locken unter runden Strohhüten, wie man sie überall in den weltstädtischen Badeorten sieht und über deren Heimath man sich selten täuscht. Engländerinnen natürlich. In der frohen Wildheit des Spielens stolpern Sie über ein Rackel. Plumps: da lagen Sie. Weh that es, schrecklich weh, denn der Lauf war sehr schnell gewesen. Aber Sie schrien doch nicht. Sie hatten zu oft gehört, daß ein Vernon am Abend nach der Schlacht von Marston Moor auf dem Schlachtfeld lag und daß ein anderer Familiensproß in the tiny red line gekämpft hatte. Darum stand es einem kleinen Fräulein Vernon nicht an, wegen einer Schramme zu heulen. Als Sie aber mit der Hand ins Gesicht griffen, fühlten Sie Blut an den Fingern.

Da kommt ein alter Herr vom Kurhause her; er stürzt sich schwer auf einen derben Krüdstock. Er hat den Fall gesehen, eilt, so schnell seine kranken Beine es ihm gestatten, herbei und hebt Sie mit seinen Bäcentagen auf.

Er sieht fast zum Erschrecken aus mit dem zahllosen tiefen, kreuz und quer eingegrabenen Furchen in dem leberfleckigen, aschgrauen Gesicht, mit den stockigen, vom Tabak geschwärzten Zähnen, den borstigen, buschigen Augenbrauen und dem mattbraunen, breitkrämpigen Schlapphut. Aber der Blick lächelt so gut, so väterlich gut, als er sein riesiges Taschentuch hervorzieht und es sanft auf Ihr armes zerschundenes Näschgen drückt. Denn er hatte selbst Entfellender; und die Kühle auf den Höhen, die seine Meteorbahn berührte, hatte doch niemals sein großes Herz zum Einfrieren gebracht.

Ihre Mutter war inzwischen auch auf das Ereigniß aufmerksam geworden und eilte nun aus ihrem Ruhezessel herbei.

„Ist's Ihr Kind, gnädige Frau?“

„Ja, Euer Durchlaucht, es ist mein einziges Töchterchen.“

„Da haben Sie ja ein tapferes Mädel. Das ist recht, Kleine: nie weinen! Nur die Zähne zusammenbeißen und finster aussehen!“

Dann küßte der Eiserne Kanzler Sie auf die Stirn und setzte Sie behutjam auf den Boden nieder, verbeugte sich mit altmodischer Höflichkeit vor Mrs. Vernon und setzte seinen unterbrochenen Morgen Spaziergang fort.

Aber das Taschentuch hielten Sie noch immer gegen die Wunde gedrückt und es wurde nie zurückgegeben. Das große Hausstück mit den Initialen D. V. ohne Krone oder Wappen ist nun zu einem Kleinod der Familie Vernon geworden. Sie wissen ja: ein Bankemillionär wollte so viel dafür bezahlen, daß Sie Handschuhe und Porzellan, Theaterbillets und interessante Bücher für Ihr ganzes Leben dafür kaufen konnten; aber Sie wissen auch, daß er es mit all seinen Schätzen nicht bekam. Denn Sie sind stolzer auf dieses Stückchen Reinwand als der legitimistische alte Lord dort oben im schottischen Hochland, der andächtig die rote Haartlecke des guten Königs Karl verehrt, die seine Großtante für den Vecher Usquebaugh, den sie ihm auf das Pferd hinauf reichte, erhielt, als der geschlagene Prätendent von Culloden fortritt und ein armer Flüchtling ward, nachdem die Marquise von Tullibardine zum letzten Mal das blutrothe Tuch entfaltet hatte, auf daß es über Schottlands Haide hinwehe.

... Das erzählten Sie mir an jenem Abend im Hotel Britannia in London. Nach der Mahlzeit entschuldigte ich mich; ich müsse ein Weilchen auf mein Zimmer, um Korrekturen zu erledigen.

„Korrekturen? Was ist Das für ein Ding?“

„Ein häßlicher Druckbogen, aus dem mit der Zeit ein Buch wird.“

„Sind Sie Schriftsteller?“

„O nein! Aber manchmal schmiere ich so ein kleines Stückchen zusammen, ungefähr so, wie ich mal eine Pfeife rauche, — weil ich es nicht lassen kann.“

„Wenn Sie mir versprechen, eine Geschichte von mir zu schreiben, sollen Sie die Erlaubniß bekommen, zu Ihren alten Korrekturen hinaufzugehen.“

„Ja, dann bleibt mir wohl nichts Anderes übrig!“

Run habe ich mein Versprechen erfüllt und die Geschichte veröffentlicht. Aber man bedenke gütigst, daß sie auf Bestellung gemacht ist. So wurde sie auch danach.

„Das ist recht, Kleine: nie weinen! Nur die Zähne zusammenbeißen und finster aussehen!“ Ihr alter Freund ist nun fort, Miß Dorothy. Les dieus s'en vont.

Vor einiger Zeit starb auf Schloß Tribliß unten in den Sudeten ein vierundunzighähriges Stiftsfräulein. Sie hieß Ulrike von Orpogow und war Goethes letzte Liebe. Wenn es ein Glück ist, lange zu leben, dann hoffe ich, daß auch Sie, Miß Dorothy, eben so lange und eben so glücklich leben mögen wie diese Ulrike und daß einst, wenn Ihre Stunde geschlagen hat, eine bessere Feder als meine von dem kleinen englischen Mädchen im Park von Rissingen erzählt, das von dem Einsiedler aus dem Tschjenwalde geküßt wurde.



Selbstanzeigen.

Modernes Kunstgewerbe. Essay. S. H. Ed. Heitz, Straßburg, 1901.

Die Essays des vorliegenden Bandes sollen über die vorzüglichsten Strömungen im modernen Kunstgewerbe orientiren. Ich halte das englische Kunsthandwerk nicht allein für das ursprünglichste und nationalste, sondern auch für das reifste und lebenskräftigste; deshalb handeln drei Abschnitte von der dekorativen Kunst Großbritanniens: Walter Crane, E. N. Ashbee, H. M. Baillic-Scott. Ein Essay über Henry van de Velde zeigt die Bemühungen in Belgien und soll manche deutsche Erscheinung verständlich machen. Ein Kapitel über das deutsche Kunstgewerbe charakterisirt das Niveau und geht ausführlich auf Hermann Obrist und „Moderne Buchausstattung und Schriften“ ein, während der Abschnitt „Zwei wiener Baumeister“ (Otto Wagner und F. M. Olbrich) die wiener Entwicklung zu veranschaulichen bestimmt ist. Frankreich und Amerika werden in den gegensätzlichen Erscheinungen ihrer Repräsentanten Galle und Lalque auf der einen und Tiffany Vater und Sohn auf der anderen Seite einander gegenübergestellt. Ein Kapitel über „Das Antérieur“ giebt allgemeine Forderungen. Literatur-Nachweise und Register enden den Band.

Von der Beigabe von Illustrationen mußte abgesehen werden, da der Preis des Bandes niedrig gehalten sein sollte. Ich denke jedoch daran, diesen einleitenden und orientirenden Bande nach einiger Zeit eine große historische Gesamtdarstellung der dekorativen Kunst im neunzehnten Jahrhundert folgen zu lassen, die dann — in drei Bänden — auch das Illustrationmaterial umfassend berücksichtigen soll. Der erste Band soll die beiden Epochen des englischen Kunstgewerbes von Chippendale bis zu Sheraton und von Sheraton bis zum Jahrhundertende behandeln, der zweite Theil der Entwicklung der französischen und belgischen dekorativen Kunst vom Empire bis zu van de Velde und dem modernisirten Louis XVI., das jetzt wieder Frankreich erobert, gewidmet sein und ein dritter und letzter Band endlich sich mit Deutschland und Oesterreich beschäftigen, aber auch kurz von den nordischen Staaten, der Schweiz und Italien berichten. In diesem großen, vielleicht noch in sehr weiter Ferne liegenden Werk ist der jetzt herausgegebene Band eine sükhtige Einleitung.

Wien.

W. Fred.



Die Geheimnisse der lateinischen Küche. Der dreitägige Schwurgerichtsprozeß der grazer Apotheker gegen Dr. med. Michael Schacherl in Graz. Stenogr. Protokoll. 4 Bogen. Verlag der Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien. Preis 60 Pfennig.

Wir glaubten, dem Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn wir die Kenntniß der ungeheuerlichen Thatfachen, die eine Schwurgerichtsverhandlung über die Kage der grazer Apotheker gegen den Arzt Dr. Michael Schacherl zu Tage förderte, durch Herausgabe der Protokolle den weitesten Reisen vermitteln. Der Prozeß, der mit dem Freispruch des Angeklagten von allen 57 Schuldfragen endete, brachte die volle Bestätigung der schweren Anklagen, die seit Jahren in der Oeffentlichkeit gegen das Apothekergewerbe in seiner heutigen Form er-

hoben werden. Vielleicht giebt dieses Urtheil dem Anstoß dazu, daß die gesetzgebenden Körperschaften in Preussland und Oesterreich endlich an die Reform des Apothekenwesens schreiten.

Wiener Volksbuchhandlung.

Jgnaz Brand.

Unterstrom. Gedichte. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

Ob die Kritik wohl je aufhören wird, von Dem auszugehen, was nicht da ist, und einfach in dem Gegebenen die Persönlichkeit suchen und sie dann zum Maßstab ihrer Beurtheilung machen wird? Freilich sind dazu weniger Grundsätze als liebevolle Vertiefung nöthig. Vielleicht am Spätesten wird man der Lyrik gegenüber zu dieser Gerechtigkeit kommen. Und gerade sie durfte doch als unmittelbarste Offenbarung der Persönlichkeit besonders darauf hoffen. „Unterstrom“ will nichts sein und ist nichts als ein Bekenntnisbuch. Als ein Ganzes muß es genommen werden, das die Entwicklung eines Mädchens zum Weibe giebt. So mußten namentlich im Anfang einige Gedichte bleiben, die ich nach rein künstlerischem Gefühl vielleicht weggelassen hätte. Dämmerungen, Frühgewitter und ruhiger, leuchtender Mittag, erlebt in der Liebe und wieder gelebt in der Natur: Das ist so ziemlich der ganze Inhalt. Und wenn im stillen Kömmerlein ein ungelehrter Mensch fühlt, daß dies Wenige weder zusammengeklügelt noch zusammenphantasirt, sondern eben gelebt ist, dann will ich mit brav gefalteten Händen von klugen kritischen Leuten mich am Ohr zupfen und aufs Mädchlein schlagen lassen.

Leipzig.

Helene Voigt-Diederichs.

Polyphem ein Gorilla. Eine naturwissenschaftliche und staatsrechtliche Untersuchung von Homers Odyssee, Buch IX, V. 105 ff. Berlin, 1901. Verlag von W. Junf. 190 Seiten. Preis: 2,50 Mark.

Die herrschende Meinung sieht in dem Cyclopen einen Sonnengott. Ich habe ausführlich darzulegen versucht, daß sie unmöglich sei. Was soll zum Beispiel die Bezeichnung Polyphem-Brüller bei einem solchen Gott? Sie wäre völlig unverständlich. Da nun eine ganze Reihe von Erzählungen der alten Griechen und Römer, die früher allgemein für Phantasiegebilde gehalten wurden, sich nachträglich als durchaus zutreffend erwiesen haben — man denke an die Pygmäen im Innern Afrikas, an die Beruhigung von Wellen durch Del, an den Pestgott, der als Mäusegott bezeichnet wird (Zusammenhang zwischen Pest und Ratten), an das Wiederwachsen der Leber u. s. w. —, so war mir seit Jahren klar, daß auch die Polyphemfabel einen realen Hintergrund haben müsse. Einäugige Säugethiere giebt es auf der ganzen Welt nirgends; schon Homer muß also die Bezeichnung *κύκλωψ* mißverstanden haben. Alle sind einig darüber, daß *κύκλωψ* wörtlich rundäugig heißt. Nun werden die menschenähnlichen Affen häufig als Menschen bezeichnet (Orang Utan=Waldmensch) und gerade sie haben, wie alle Thiere im Gegensatz zum Menschen, völlig kreisrunde Augen, — eine Entdeckung, worauf merkwürdiger Weise weder Darwin noch irgend ein anderer Forscher gekommen ist.

Auch der Gorilla ist ein Cyclop im wahrsten Sinne des Wortes. Die Alten haben also wiederum vortrefflich beobachtet. Er ist aber auch in Wirklichkeit ein Polyphem. Alle Reisenden schildern nämlich als charakteristisch für den Gorilla das entsetzliche Gebrüll, das er beim Zusammentreffen mit Menschen erhebt. (Der Name Gorilla kommt zuerst vor in dem Bericht von einer karthagischen — in Wirklichkeit wohl phönizischen — Expedition nach der Westküste Afrikas). Dort lebt er in der Nähe der Phäaken, der Bewohner der insulas fortunatae, genau wie Homer es schildert. Er liebt, wie alle Affen, den Alkohol und besitzt die in der Odyssee beschriebene ungeheure Kraft. Im Gegensatz zu seinen Verwandten haßt er stets allein oder in Familien, niemals aber lebt er in Herden. Ob die Schilderung des Hirtenlebens eine Erinnerung an einen ähnlich dem Gorilla konstruirten ausgestorbenen Menschenschlag enthält, lasse ich dahingestellt sein. In eben so einfacher und natürlicher Weise wie die Polyphem Sage habe ich andere bei Homer vorkommende Mythen zu erklären versucht, so zum Beispiel, warum die Centauren als Lehrmeister der Heilkunde galten, was die kämpfenden Kraniche in Wirklichkeit waren u. s. w.

Dr. Th. Zell.



Friedrich List. Mit Bildniß und Familie. Einundvierzigster Band der bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinenden Sammlung: Geisteshelden. Geheftet 3,60 Mark; Leinenband: 4,80 Mark.

Friedrich List hat durch die Umbildung des deutschen Zollvereins und durch die Gründung des deutschen Eisenbahnsystemes der Einigung Deutschlands so wirksam vorgearbeitet, daß man ihn wohl den Bismarck der Nationalökonomie nennen darf. Aber während der wirkliche Bismarck allen Gebildeten bekannt sein wird, so lange Weltgeschichte gelehrt wird, kennt außerhalb des engen Kreises der Nationalökonomien von Sach den anderen schon heute, fünfundsüßzig Jahre nach seinem Tode, kein Mensch mehr. Wenn man von ihm zu sprechen anfängt, denkt Jeder an den Klavierspieler mit dem gleich klingenden Namen und wundert sich, zu vernehmen, daß es auch einen List ohne z giebt, der gekannt zu werden verdient. Die Auffrischung seines Andenkens ist aber gerade im heutigen — wirklich weltgeschichtlichen — Moment höchst zeitgemäß; denn der Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat, zu dem er Deutschland machen wollte, ist seit etwa zwanzig Jahren erreicht und unser ganzes öffentliches Leben ist erfüllt von dem Streit um die Frage, wie sich die Dinge nun weiter entwickeln sollen. Die Wirkungen der neuen Transportmittel, der Eisenbahnen und der Dampfschiffe, die er seinen ungläubigen Zeitgenossen beschrieb, liegen offen vor Aller Augen da; auch die Eroberung Chinas durch Rußland, die er vorausgesagt hat, ist soeben eingeleitet worden. Wenn man, um mit Bewußtsein in die Entwicklung eingreifen zu können, ihren bisherigen Gang kennen muß, so werden unsere heutigen Politiker die Kenntniß des Lebenswerkes Lists nicht entbehren dürfen. Sie einem größeren Kreise zu vermitteln, ist der Zweck meines Büchleins, das dieses deutschen Volkes bewegtes und tragisch ausgehendes Leben schlicht erzählt und das Wesentliche seiner Lehren einflüßt.

Reisse.

Karl Zentsch.



Kummer.

So scheint wirklich dafür gesorgt zu sein, daß an jedem Tag ein anderer Skandal die Finanzwelt in Aufruhr bringt. Noch hat sich die öffentliche Meinung über die Vorgänge in gewissen industriellen Werken und Hypothekenbanken nicht beruhigt und schon ist ein neuer Bankrott da. Aber jetzt handelt es sich nicht um eine Hypothekenbank, deren nach Hunderten von Millionen zählende Pfandbriefe sich im Besitz vieler kleiner Leute befinden. Der Sturm hat diesmal eine Gründerbank erfaßt: die Kreditanstalt für Industrie und Handel in Dresden. Das Institut ist von ehrwürdigem Alter. Es wurde im Jahre 1856 gegründet, also in jener Zeit, da die Idee der Gründerbanken, angeregt durch die Errichtung des Crédit Mobilier, in Deutschland Wurzeln zu fassen begann. Sie wurde als Industriebank begründet und hat diesen Charakter bis zu ihrem Sturz beibehalten. Und in dem Ausfall ihrer Aktien wie in ihren Dividendenergebnissen hat die jeweilige Lage des deutschen Gewerbelebens sich genau widerspiegelt. Zunächst hatte das Institut kein Glück. Dann war, bis zum Jahr 1895, die Bank hauptsächlich in böhmischen Bergwerken engagiert. Ihr Geschick hing also an dem Blühen und Weichen des Bergbaues. Deshalb schwankten auch die Dividenden zwischen 12 und 3 Prozent, nachdem allerdings in den ersten vierzehn Jahren überhaupt keine Dividenden zur Vertheilung gekommen waren.

Aber im Jahre 1895 verließ die Kreditanstalt, angeregt durch die überall üppig emporschüßende Unternehmungslust, die gewohnten Bahnen. Sie wollte sich an den eiligen Massengründungen eifriger beteiligen. Sie verkaufte ihre böhmischen Bergwerke für über $3\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, erwarb dagegen zwei von ihr bisher kommanditirte Bankfirmen und versuchte nun mit ihrem 20 Millionen Mark betragenden Aktienkapital ihr Glück. Sie vertheilte seit 1895 recht stattliche Dividenden. Sie hätte wahrscheinlich viel mehr bezahlen können, wenn sie ihre Bergwerke behalten hätte, die ja gerade in den letzten fünf Jahren besonders werthvoll geworden sind. Die Thätigkeit der Bank wurde eine ungesund fieberhafte. Auf allen möglichen Gebieten hat sie herumgegründet. Aber zum Verhängniß ward ihr die Beteiligung an der elektrischen Industrie. Die Entwicklung der Elektrotechnik stand ja im Mittelpunkt des wirthschaftlichen Aufschwunges. Der blendende Glanz, der von ihr ausging, strahlte auf alle Zweige der Wirthschaft über. Die Maschinenindustrie, die Wagenaufabriken empfangen von ihr Anregung; und die Rohmaterialien, die, wie Kupfer, Kautschuk und andere, Spezialbedürfnisse der Elektrotechnik decken, stiegen im Preise. Keine Gesellschaft, die aus Gründen ausging, glaubte, an dieser wichtigen, neu aufstrebenden Industrie vorübergehen zu können. Nichts war ja auch natürlicher, als daß Jeder von den Freichten solchen Baumes naschen wollte. Auch die Kreditanstalt warb um die Gunst der Elektrizität. Und so gründete sie denn 1895 die Elektrizitätswerke vormalig O. v. Kummer & Co. in Dresden.

In jenen Jahren war es einer solchen Gesellschaft nicht schwer, Geschäfte zu machen. Aber nach und nach wurde der Weg eifrig begangen. Die Konkurrenz wuchs; und einsichtige unbetheiligte Beurtheiler betrachteten schon lange den Sättigungspunkt als erreicht. Allein die Kummer-Gesellschaft — der Name Kummer ist ja jetzt leider zur Wahrheit geworden — war eine gefährliche Konkurrenz: sie unterbot bei den Submissionen alle Mitbewerber und heimste durch

solche Billigkeit eine ganze Reihe von Aufträgen ein. Im Uebrigen aber trieb es die Gesellschaft wie alle ihre anderen Fachgenossen: nicht schlimmer, nicht besser. Zur Dekoration verschrieb man sich, nach berühmten Mustern, einen Marine-Oberbaurath a. D. in den Vorstand. Eben so wie alle übrigen Konkurrenten betheiligte man sich ferner in erheblichem Maße an anderen Elektrizitätunternehmungen, von denen der letzte Geschäftsbericht unter anderen die folgenden aufzählt: die Baltische Elektrizitätsgesellschaft in Kiel, die Deutschen Nabelwerke, vormals Hirschmann & Co. in Berlin, die Nordische Elektrizitätsgesellschaft in Danzig, die Elektrizitätsgesellschaft vormals Hermann Pöge in Chemnitz, die Werkzeugmaschinenfabrik vormals A. Paschen in Rötten, die Süddeutsche Elektrische Lokalbahngesellschaft in München, die Aktiengesellschaft Holm in Danzig, die Shantung-Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft. Ferner ist die Gesellschaft erheblich an den oberbayerischen Gebirgsbahnen interessiert. War sie demnach selbst schon ihrem innersten Wesen nach kein reines Fabrikationsgeschäft mehr, sondern eine Trustgesellschaft, so gründete sie in der Gesellschaft für elektrische Anlagen und Bahnen (in Dresden) noch ein neues, eigenes Trustunternehmen, das ihr bei der Uebernahme der zahlreichen Geschäfte behilflich sein sollte. Dadurch wurde ein allgemeines Verschachtelungssystem herbeigeführt, da die eine Gesellschaft stets in die andere übergriff, eine sich durch die andere finanzierte. Dieses Verschachtelungssystem ist leider bei allen Elektrizitätswerken, selbst bei den feinsten, üblich geworden. Man kann mit einer gewissen Sicherheit voraussetzen, daß dieses System über kurz oder lang auch noch zum Zusammenbruch anderer Elektrizitätsgesellschaften führen muß, denn in dem Augenblick, wo einmal die Aufnahmefähigkeit des Publikums für die neuen Werthe der Tochtergesellschaften erschöpft ist, kann das stetig wachsende Geldbedürfniß nur befriedigt werden, wenn ein kräftiges Finanzinstitut dem Elektrizitätbetrieb den Rücken deckt. Dieser tote Punkt war eines Tages auch bei der Kummer-Gesellschaft erreicht; und nun mußte die Dresdener Kreditanstalt, ihre Gründungsmutter, einspringen. Bis zu neun Millionen Mark schwoh die Betheiligung der Kreditanstalt bei ihrer Tochter an. Die Kreditanstalt versuchte, sich auf dem Wege umfangreicher Wechselgeschäfte Geld zu verschaffen. Aber schließlich ging es damit nicht mehr weiter. Die Kummergesellschaft mußte ihre Zahlungen einstellen. Und am selben Tage war auch das Schicksal der Kreditanstalt besiegelt.

Der Zusammenbruch der Kreditanstalt ist nicht unerwartet gekommen, wenn man auch ihre Lage nicht für so böse gehalten hatte, wie sie sich thatsächlich jetzt herausstellt. Daß Etwas bei der Bank nicht in Ordnung war, wußte man; deshalb hat eine Gruppe von Aktionären bereits auf der letzten Generalversammlung gegen die Leichtfertigkeit der Direktoren ziemlich energisch Front gemacht. Aber Direktoren und Aufsichtsrath hatten damals noch die Rechte, in unerhöht schroffer Weise die neugierigen Aktionäre abzuweisen, — ein Verfahren, das wohl manchem Skeptiker wieder etwas Vertrauen eingeflößt haben mag, weil man doch nicht hinter jedem Anfall von Größenwahnstium bei den Aktiendirektoren „Hochmuth vor dem Fall“ wittern kann. Jetzt aber stellt sich heraus, daß die Herren in ganz unglaublich grober Weise ihre Pflicht vernachlässigt haben. Abgesehen davon, daß sowohl Herr Generalkonful Horn — dem übrigens noch in letzter Stunde Gelegenheit gegeben wurde, den Kommer-

zienrathstitel weiter zu discrediren — als Herr Bürgermeister Kloeber neben ihren verantwortungsvollen Posten als Leiter der Kreditanstalt nicht weniger als etwa fünfzehn Aufsichtsrathsposten bekleideten, haben sie auch sonst die geforderte Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes verjäumt. Herr Horn war ein feicher Gesellschaftsmensch, dessen Plaisirsucht die dresdener Bergnügungstablissements nicht genügt zu haben scheinen; auch in den berliner Ballsälen war er ein gern gesehener Gast. Auch sollen ihn, wie man sagt, zarte Liebesbände an Berlin gefesselt haben. Der dritte Direktor, Herr Dr. Sey, ist ein junger Mann, von dem man vor seiner Berufung nach Dresden nur gewußt hat, daß er über prächtige Kravatten und ein elegantes Auftreten verfüge. Er gehört offenbar zur Kategorie jener Bankdirektoren, deren Laufbahn in den Boudoirs einflußreicher Damen nachgeholfen wird. Gegen ihn läßt sich weiter nichts sagen, denn man lieh ihn vermuthlich nicht sehr tief in die Coulissen hineinschauen.

Durch den dresdener Fall ist die Unhaltbarkeit unseres Aufsichtsrathswesens von Neuem erwiesen worden. Der Aufsichtsrath der Bank hat sich, wie es scheint, um die Geschäfte überhaupt nicht gekümmert, denn sonst hätte er unmöglich ihren letzten Geschäftsbericht genehmigen können, in dem von den Debitoren behauptet wurde, sie seien absolut einwandfrei. Zum Aufsichtsrath gehören: der Generalkonsul Arthur von Rosenkranz, der zugleich auch Aufsichtsrath der Kammer-Gesellschaft gewesen ist; der Justizrath Ferdinand Werlach in Dresden, der unter Anderem auch bei der Fahrrad- und Maschinenfabrik Schlabitz als Aufsichtsrath fungirt; der Fabrikbesitzer Otto Borkowski; der Rittergutsbesitzer Karl Graf Schottel; der Direktor der Berliner Bank, Herr Karl Ehrnambach; der Rentier Georg Dinger; der frühere Direktor der Sächsischen Bank, Herr Geheimrath Clemens Henschel, und, last not least, der Kommerzienrath Kummer selbst. Diese Herren, von denen einige von ihrem Posten bereits zurückgetreten sind, haben heute die volle Verantwortung zu tragen. Und es ist dringend notwendig, daß die Aktionäre sich zu einer gemeinsamen Aktion aufraffen und die Negrestklage gegen die Aufsichtsräthe einleiten. Man darf doch schließlich die schon ohnehin komoedienhafte Aufsichtsrathsspielerei nicht völlig zur Farce ausarten lassen. Wenn die Herren in guten Jahren die Lantienen einstreichen, so müssen sie auch für jedes Verschulden haftbar gemacht werden. Die Erfüllung einer Forderung von so selbstverständlicher Billigkeit scheint mir im öffentlichen Interesse zu liegen, um so mehr, als die unbefriedigende Erledigung dieser Fragen bei der preussischen Hypothekbank gewissenlose Leute geradezu anzuspornen scheint, sich dem einträglichen, bequemen und verantwortungslosen Gewerbe der Aufsichtsräthe hinzugeben.

Angeichts dieses traurigen Falles taucht eine Menge prinzipieller banktechnischer Fragen auf; aber ihre Beantwortung darf ich mir heute um so eher ersparen, als ich leider bestimmt weiß, daß mir im Verlauf der nächsten Jahre noch überreiche Gelegenheit zu ihrer Erörterung gegeben werden wird. Interessant ist jedenfalls, daß fast sämmtliche große Banken noch bis in die letzte Zeit die Wechsel der dresdener Kreditanstalt zum Privatdiskont hereingenommen haben. Daß sie dadurch gezwungen sind, die Liquidation der Kreditanstalt in eigene Regie zu übernehmen, müß als eine der schmerzhaftesten Seiten des Systems der Geschäftskonzentration bei unseren großen Banken betrachtet werden.

Plutus.